

<b>Zeitschrift:</b>	Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
<b>Herausgeber:</b>	Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
<b>Band:</b>	64 (1964)
<b>Artikel:</b>	Felix Staehelin : "Beschreibung meiner Reise durch Mittelgriechenland 1.-20. Februar 1898"
<b>Autor:</b>	Staehelin, Martin
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-117425">https://doi.org/10.5169/seals-117425</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Felix Staehelin:  
«Beschreibung meiner Reise durch Mittelgriechenland  
1.-20. Februar 1898.»

Herausgegeben von Martin Staehelin

Am 6. Juni 1894 schrieb Jacob Burckhardt seinem Großneffen, dem Studenten Felix Staehelin, nach Bonn: «Du lernst jetzt ganz allgemach *reisen*, auch ohne Begleitung, und weißt jetzt, daß eigene Eindrücke ein großer und wichtiger Besitz werden können. Mache nur immer Notizen, welche es auch seien; das Gedächtniß ist verrätherisch<sup>1</sup>.»

Felix Staehelin (1873–1952), Lehrer der Alten Sprachen am Gymnasium und später Althistoriker an der Universität, hat sich an die Ratschläge des verehrten Großonkels gehalten; dieser Tat- sache verdanken wir unter anderm die handschriftliche Beschrei- bung der Reise durch Mittelgriechenland, die wir hier, einer von außen herangetragenen Anregung folgend, zum Abdruck bringen<sup>2</sup>. Staehelin hatte in Basel, Bonn und Berlin studiert; mit einer Disser- tation über die «Geschichte der Kleinasiatischen Galater» und dem am 19. Juni 1897 glücklich absolvierten Doktorexamen beendete er seine Universitätsstudien. Bereits 1894 hatte er seinen Vater durch den Tod verloren; jetzt ermöglichte es die Großzügigkeit des Onkels Karl Staehelin-Burckhardt (1850–1902) dem jungen Alt- historiker, auf einer größeren Reise nach Griechenland und Italien die vom Studium her bekannten Stätten mit eigenen Augen kennenzulernen. Am 25. Oktober 1897 verließ er Basel und am 4. November schrieb er der Mutter, daß er in Athen bei Professor Wolters, dem damaligen zweiten Sekretär des deutschen archäologischen Instituts, Unterkunft gefunden habe. In der Hauptstadt Griechenlands ergab sich rascher freundschaftlicher Anschluß an die eigentlichen Instituts-Stipendiaten, die Herren Kurt, von Prott, Schönen- mann und Zahn; mit dem «zugewandten Ort» Otto Rubensohn blieb Staehelin zeitlebens verbunden. Später lernte er weitere «In-

<sup>1</sup> Original im Staatsarchiv Basel, Jacob Burckhardt-Archiv (= Privat-Archiv Nr. 207) 52 S.

<sup>2</sup> Christoph Schäublin danken wir für freundschaftliche Unterstützung.

stitutsmenschen», wie er sie nannte, kennen; so werden in Briefen etwa noch die Herren Baur, Dittmar, Schäfer, Ziebarth u. a. genannt. Studien in der Instituts-Bibliothek, Besichtigungen in Athen und Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung der Stadt wechselten ab mit gesellschaftlichen Anlässen: oft lesen wir von Tee-, Skat- und Abendgesellschaften, zu denen von den regsame Sekretären Dörpfeld und Wolters und ihren Gattinnen eingeladen wurde und an denen Bekanntschaften mit Angehörigen vor allem auch der deutschen Kolonie in Athen geschlossen werden konnte.

In die Zeitspanne des athenischen Aufenthaltes von Anfang November 1897 bis Mitte Mai 1898 – d. h. bis unmittelbar vor Beginn der über zwei Monate ausgedehnten, über Pompei, Neapel und die oberitalienischen Städte führenden Heimreise – fielen vier in Griechenland selber unternommene Reisen: die beiden ersten, vom 1.–20. Februar und vom 20.–29. März 1898, führten Staehelin, zusammen mit je drei Instituts-Kollegen, nach Mittelgriechenland und in den Peloponnes. Vom 2.–17. April folgte eine dritte, große Reise in den Peloponnes und schließlich vom 4.–12. Mai 1898 eine Reise nach Küstenplätzen und Inseln des ägäischen Meeres, beide mit über dreißig Teilnehmern und unter der offiziellen Leitung Dörfelds. Von allen vier Fahrten hat Staehelin, im Sinne des von seinem Großonkel erteilten Rates, Beschreibungen angefertigt. Unter diesen ist diejenige der ersten Reise nach Mittelgriechenland für den folgenden Abdruck ausgewählt; sie bedeutet uns ein charmantes und überaus persönliches Zeugnis für ihren Verfasser.

Über die vierköpfige Reisegesellschaft, die Organisation des Unternehmens sowie die Art des Reisens schrieb Staehelin am 24. Februar nach der Rückkehr nach Athen an die Mutter: «Meine Reisegenossen waren also: O. Rubensohn, der geistige Leiter; ferner der amerikanische Schwabe und methodistische Bankierssohn Mister Baur, endlich der sächsische Gymnasiallehrer und glückliche Bräutigam Dr. Armin Dittmar aus Grimma<sup>3</sup>. Wir haben uns, trotz funda-

<sup>3</sup> Zu den Reisegenossen: Otto *Rubensohn*, 1867 in Kassel geboren. Archäologe und klassischer Philologe. Studien in Berlin und Straßburg, Dr. phil. 1892. Erst Gymnasiallehrer, 1897 mit der Leitung der Grabungen auf Paros beauftragt. 1901–1907 Leiter des deutschen Papyrus-Unternehmens in Ägypten. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs Direktor des Pelizaeus-Museums in Hildesheim. Bis 1932 Gymnasiallehrer in Berlin. 1939 Übersiedlung nach Basel. Verfasser mehrerer wichtiger Schriften zur Archäologie (Paros, Eleusis, Delos) und Papyrologie. Leider erlebt Rubensohn die Veröffentlichung der Reisebeschreibung seines Freundes Staehelin nicht mehr; er starb am 9. August 1964. – Paul V[ictor] C[hristopher] *Baur*, geboren 1872 in Cincinnati (Ohio). Klassischer Archäologe. Studien an der University of Cincinnati, dort B. A. 1894, später in Heidelberg, 1900 Dr. phil. daselbst. Dozent der Archäologie an den

mental verschiedenen Ansichten in den meisten Dingen, famos vertragen, und das will etwas heißen, wenn vier Leute während dreier Wochen ganz auf einander angewiesen sind . . . Unser Häuptling war Rubensohn, der einzige der schon früher in Griechenland gegeist ist, die Sprache genügend beherrscht und die Leute zu behandeln weiß, außerdem Archäolog von Fach mit guten Kenntnissen. Er hat den ganzen Reiseplan entworfen und ihm ist das Zustandekommen überhaupt zu verdanken . . . Die Reise wurde so wissenschaftlich ernst als nur möglich gemacht; der antike Bädecker Pausanias kam so zu sagen nicht aus unseren Händen; Ulrichs „Reisen und Forschungen“ und eine Reihe anderer Bücher begleiteten uns auf Schritt und Tritt. So konnten wir immer genau controlliren, was alte und neue Reisende jeweilen gesehn, wie sie es beschrieben, und was sie übersehn haben<sup>4</sup>. Natürlich wurde über alles genau Tagebuch geführt.»

Tagebuch-Notizen, wie die eben erwähnten, werden die Grundlage für die folgende Beschreibung abgegeben haben; nach Basel gesandten Briefen ist zu entnehmen, daß sie unmittelbar nach der Reise in Athen für die Mutter verfaßt und nach Hause geschickt wurde. Entsprechend dieser Bestimmung handelt es sich also nicht um eine wissenschaftliche Abhandlung, sondern um eine reizvolle Schilderung des Gesehenen und Erlebten. Freilich, Staehelin spricht immer als Wissenschaftler, aber er erklärt vieles anschaulich, was vom Leser weitere altertumswissenschaftliche Bildung fordern würde. Bei der Herausgabe halten wir uns darum für berechtigt, auf einen eigentlichen wissenschaftlichen Apparat zu verzichten, zumal auf die Angabe neuerer Forschung; nur gelegentlich, wo Staehelin – wohl ohne es zu merken – Fachkenntnis in einem Maße voraussetzt, daß dem Laien das Verständnis erschwert ist, oder an einzel-

Universitäten 1900 Cincinnati, 1901/2 Missouri, 1902/30 Yale. 1930/40 Associate Professor und Curator of Classical Archeology, nachher emeritiert. Her vorgetreten mit archäologischen Publikationen; maßgeblich beteiligt an der Veröffentlichung der Berichte über die Ausgrabungen in Dura Europos. Gestorben 1951 in Yale. – Biographische Nachforschungen über Armin Dittmar blieben erfolglos.

<sup>4</sup> Ulrichs: Heinrich Nicolaus *Ulrichs*, Reisen und Forschungen in Griechenland, 2 Teile, Bremen 1840 und Berlin 1863. – An weitern allgemeinen Reisewerken wurden, wie aus einzelnen Stellen der Beschreibung hervorgeht, verwendet: Wilhelm *Vischer*, Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland, Basel 1857, sodann die Schriften des vortrefflichen Griechenlandkenners *Lolling*: H[abbo] G[erhardus] *Lolling*, Hellenische Landeskunde und Topographie, in: Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von Iwan Müller, Bd. 3, Nördlingen 1889<sup>1</sup>, Abschnitt B. 1; [Habbo Gerhardus *Lolling*] Griechenland. Handbuch für Reisende von Karl *Baedeker*. Leipzig 1883<sup>1</sup>, 1888<sup>2</sup>, 1893<sup>3</sup>. – Spezialuntersuchungen sind an Ort und Stelle nachgetragen.

nen, einer Erklärung oder Ergänzung durchaus bedürfenden Stellen, haben wir knappe Anmerkungen beigegeben. Eine Landkarte mit eingetragener Reise-Route<sup>5</sup> möge die geographische Vorstellung erleichtern; die im Beschreibungstext hinter Ortsnamen in eckigen Klammern [] zugefügten Ziffern entsprechen denen, die in die Karten-Route eingetragen sind.

Bevor wir Felix Staehelin endgültig zu Wort kommen lassen, dürfte es sich empfehlen, sich kurz die damalige politische Situation in Griechenland zu vergegenwärtigen<sup>6</sup>: Der Konflikt zwischen Griechenland und der Türkei hatte, seit seinem kriegerischen Ausbruch in den Jahren des Griechischen Befreiungskampfes, keine dauerhafte Lösung gefunden. In der Folge des Berliner Friedens von 1878 kam es 1881 auf der Konferenz von Konstantinopel zu einer von beiden Ländern anerkannten Regelung des Grenzverlaufs im Norden Griechenlands: Die Städte Prevesa (am Golf von Arta), Janina (in Epirus, auf der Höhe von Korfu) und Metzovo (nordöstlich von Janina) gingen an die Türkei, Arta, Larissa und Volo an Griechenland; Kreta blieb, wie bisher, türkisch.

1896 kam es zu einem Aufstand der Griechen auf Kreta; am 10. Februar 1897 proklamierten die Insurgenten die Union Kretas mit Griechenland. Das griechische Mutterland griff, trotz Warnung durch die europäischen Mächte, mit militärischen Aktionen eigenmächtig auf der Insel ein. Am 18. März proklamierten die Mächte, auf die Zustimmung der Pforte hin, die Autonomie der Insel unter türkischer Souveränität. Die Mobilmachung der beiden Länder hatte sich freilich nicht aufhalten lassen; anfangs April standen sich an der mazedonisch-thessalischen Grenze 50 000 Griechen und 72 000 Türken gegenüber. Mitte April fielen griechische Truppen in türkisches Gebiet ein; bald aber mußten die griechischen Kräfte, nach mehreren Niederlagen, unter dem türkischen Druck rasch nach Süden zurückweichen; nach dem letzten Kampf, bei Dhomoko am 17. Mai, drangen die Türken bis fast an die Thermopylen vor.

Im Westen, im epirotischen Gebiet, hatte die griechische Flotte einige Küstenorte bombardiert. Am 24. April wurde das dortige Landheer von den Türken bei Pentepighodia zurückgeschlagen, am 14. Mai bei Arta angegriffen und besiegt. Am 18. Mai konnte Griechenland einen Waffenstillstand für Epirus und zwei Tage darauf auch für Thessalien erwirken. Am 18. September kam es zu

<sup>5</sup> Hinter dem Text, nach S. 256.

<sup>6</sup> Dazu: Hans Hallmann, Neugriechenlands Geschichte, Bonn 1949<sup>2</sup>; Georg Stadtmüller, Geschichte Südosteuropas, München 1950, mit umfangreichem Literaturverzeichnis; ausführlich: Carl Ritter von Sax, Geschichte des Machtverfalls der Türkei, Wien 1913<sup>2</sup>.

einem Präliminar-Frieden: Die Land-Abtretungen an die Griechen von 1881 wurden grundsätzlich bestätigt, allerdings mit einigen Grenzregulierungen zugunsten der Türkei; außerdem sollte Griechenland 4 Millionen türkische Goldpfund an die Pforte zahlen. Am 4. Dezember wurde der Friedensvertrag definitiv abgeschlossen und am 16. Dezember ratifiziert; damals trat noch die Bestimmung hinzu, daß die Räumung Thessaliens durch die Türken binnen einem Monat nach Zahlung der ersten Kriegskostenrate zu geschehen habe. Zahlung und Räumung erfolgten im Mai und Juni 1898; Staehelins Reise fiel somit in die Zeit, da der Friedensvertrag zwar abgeschlossen war, in praxi aber noch keine Auswirkung gefunden hatte.

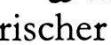
Nun verweilen wir nicht länger, sondern lassen Felix Staehelin erzählen:

*Beschreibung meiner Reise durch Mittelgriechenland  
1.-20. Februar 1898*

*Dienstag den 1. Februar* sind wir, d. h. Rubensohn, Dittmar, Baur und ich, mit vielem Gepäck belastet, morgens 8 Uhr 45 vom Kephissiabahnhof in Athen abgefahren. Der Zug führte uns zuerst in nordöstlicher, dann in südöstlicher Richtung durch die *Mesógeia* d. h. die von den Bergen Pentelikon, Hymettos und den südlicheren Erhöhungen begrenzte attische Binnenebene. Um Mittag waren wir in *Laurion* [1] angelangt. Das Fabrikstädtchen liegt sehr hübsch, beinahe am südlichsten Zipfel von Attika, gegenüber der nur von einigen Fischern und Jägern bewohnten «langen Insel» (*Makronisi*). Im Altertum wurde in Laurion viel Silber, jetzt wird hauptsächlich Blei gewonnen. Eine Unmasse von Hochöfen u.s.w. steht um das Städtchen herum. – Nach dem Mittagessen spazierten wir an die etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden weiter nördlich gelegene Stätte des alten *Thorkos* [2], einer uralten attischen Stadt, die vor dem «Synoikismos des Theseus»<sup>7</sup> Athen noch Concurrenz machte, in historischen Zeiten aber nur noch als Fort zum Schutz der laurischen Silberminen diente. Immerhin beweist das alttümliche kleine oval angelegte Theater, daß auch später noch Bewohner im Städtchen waren. Der Burgberg ist 145 m. hoch; wir haben auf seiner Spitze nur wenig Reste einer uralten Burg (Serpentinblöcke ohne Bearbeitung) gefunden, auch einige Schachtgräber unten dran; vor allem aber am Ostabhang etwa auf halber Höhe ein gut erhaltenes

<sup>7</sup> Theseus soll in mythischer Zeit die einzelnen, bisher selbständige verwalteten attischen Ortschaften zu einem einzigen, in Athen zentral regierten Verband zusammengeschlossen haben.

sog. Kuppelgrab d. h. eine große bienenkorbförmige unterirdische, von innen gemauerte Anlage, mit langem wagrechttem Zugang (Dromos) von der Nordseite her. Über der Türe zum runden Grabe ist *ein* großer Stein; sie hat folgende Form:  Im Innern sind fünf einzelne Gräber. – Schließlich sind  wir noch an die Befestigung der kleinen Landzunge gegangen, die Thorikos im Osten vorgelagert ist und eine kleine Bucht bildet. – Nach einigen Stunden Ruhe betraten wir etwa um Mitternacht das von Athen um Cap Sunion herumgefahrene Schiff «Chios», einen famosen griechischen Passagierdampfer, begaben uns in die Kajüte und fuhren schlafend hinaus nach dem ungewissen Norden, jeder eine Citrone am Schnabel, um im Notfall kräftig hineinbeißen zu können, was sehr beruhigend wirken soll.

*Mittwoch den 2. Februar.* Die Fahrt war so ruhig, daß wir obiges Mittel glücklicherweise nicht anzuwenden brauchten. Als wir erwachten, war leider arges Regenwetter, und alle größeren Höhen rechts wie links lagen in tiefem Nebel. Trotzdem konnten wir ahnen, wie wundervoll diese Seefahrt bei schönem Wetter sein muß. Befanden wir uns doch in *Sund*, im Euripos, in der Wasserstraße zwischen Euböa und Attika-Böotien. Immer näher rücken die beidseitigen Ufer zusammen; das Meer scheint ein Ende zu haben. Schließlich ist es nur noch wie ein breiter Fluß, der zudem um mehrere Ecken biegt. Die Türme und Mauern von *Chalkis* haben wir schon lange vor uns gesehen; mehrmals verschwinden sie wieder hinter Vorbergen, die das Meer plötzlich eine andere Richtung einschlagen heißen. Endlich haben wir die Stadt erreicht; die eiserne Brücke, die in einer Breite von keinen 50 Metern über die engste Stelle des Sundes führt, klafft auseinander, und das Schiff gleitet mitten durch. Jetzt hält es an; wir betreten mit unseren Habseligkeiten eine Barke und nähern uns unter strömendem Regen dem rechten (euböischen) Ufer, wo die Stadt liegt. (Etwa  $\frac{1}{2}$  Uhr Morgens.) Im *ξενοδοχεῖον τῆς Γαλλίας* (Hôtel de France) finden wir eine überaus befriedigende Unterkunft, feine Betten und sonstige Einrichtungen von geradezu englischer Sauberkeit. Im Xenodochion Olympia essen wir. – Noch am Vormittage machten wir einen ersten Gang durch die Stadt; an der Dimitrioskirche fanden wir altgriechische, venetianische (Marcuslöwe), und türkische (2 Turbane) Reliefs eingemauert, auch abendländische mittelalterliche Wappen, z. B.  Denkmale jener Zeit nach dem vierten Kreuzzuge, als  ganz Griechenland der Tummelplatz französischer, flandrischer und italienischer Barone mit all ihrem Glanze war. – Auf dem Markte, der rings von hölzernen Säulenhallen umgeben ist, liegt in der Ostecke das sog. «Museion»,

ein der Demarchie gehörendes Gebäude. Es sind einige schöne Sculpturen und Inschriften darin, jetzt in eigentümlicher Weise belebt durch die Ansiedlung einer sehr anständigen, honetten aber bitter armen thessalischen Flüchtlingsfamilie. Ich habe die Würde bewundert, mit der sich diese Frauen und ihre Kinder ins Elend fügen. — Zum Schlusse machten wir noch einen schnellen Gang nach der von den Venetianern angelegten Citadelle im Süden der Stadt, einer ungeheuren Anlage mit kolossal tiefem und breitem Graben. — Nachmittags unternahmen wir unter der Führung eines griechischen «Archäologen» d. h. Kunsthändlers und Fälschers *Lekas* einen Ausflug nach *Aulis* [3]. Wir hatten zuerst eine niedere Höhe südlich von Chalkis zu übersteigen und gelangten so in einen auf dem Wasserwege ziemlich weit von Chalkis entfernten Teil des Euripos, ließen uns in einer Fähre an das böotische Ufer übersetzen und wanderten dann noch etwa 2 Stunden südwärts. An dieser Strecke ist die längst projectirte, aber noch nie zu Stande gekommene Eisenbahn Athen—Theben vollendet und liegt rostig und voll Unkraut da. Schließlich haben wir die kleinere Bucht von Aulis erreicht; sie ist schön rund und felsig und kann unmöglich als die Ausfahrtstelle des Agamemnon gegolten haben. Sie wird durch einen felsigen Berg mit höherer und niedrigerer Kuppe, worauf die alte Stadt Aulis lag, getrennt von der größeren Bucht ( $\muεγάλο βαθὺ$  im Unterschied zum  $\muικρὸ βαθὺ$  genannt). Die größere Bucht hat eine flache Strandebene ringsum: da konnten die Schiffe wohl ans Land gezogen werden, und diese Bucht ist es daher, aus der Agamemnon ausgefahren sein soll mit den 1000 Schiffen in den troischen Krieg. In diese Bucht fließt von Westen her ein Rhevma (Bachbett); wir sind ihm etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde hinauf gefolgt bis zur zerfallenen H. Nikolaoskirche, die aus großen antiken Blöcken besteht und daher von Ulrichs als christlicher Ersatz des alten Artemistempels angesehen wird. (Hier soll Agamemnon seine Tochter Iphigenia haben opfern wollen, bis Artemis sie in die taurische Krim entrückte.) In der Nähe ist ein türkischer Garten mit schöner Quelle, wahrscheinlich die schon von Homer im 2. Gesange der Ilias [303 ff.] erwähnte, bei der Agamemnon unter einer schönen Platane ein Opfer brachte und ein wunderbares Vogelzeichen sah. Noch etwas weiter oben ist die Ruine eines Heiligtums wohl aus römischer Zeit; Rubensohn möchte darin die Überbleibsel des Χαλκοῦς οὐδος, der ehernen Schwelle vom Zelte Agamemnons erkennen, die Pausanias [9, 19, 7] hier irgendwo gesehn haben will.

Der Rückweg brachte uns erst in finsterer Nacht nach Chalkis, wo es Rubensohn nur mit großer Mühe gelang, Pferde für die folgenden Tage aufzutreiben.

*Donnerstag den 3. Februar.* Um 8 Uhr Morgens bestiegen wir auf dem prächtigen von Kiefern umstandenen Hauptplatze unsere Pferde, ein großes Ereigniss für das ganze Städtchen. In einem unbewachten Augenblicke galoppirte Dittmars Pferd plötzlich auf und davon, bog links um die Ecke, und abermals um die Ecke, und Roß und Reiter ward nicht mehr gesehn. Ein ungeheurer Menschenknäuel ballte sich auf der andern Seite des Marktes zusammen und zeigte uns so die Stelle, wo Dittmar gesucht werden mußte. Glücklicherweise war er sowohl wie die Bepackung seines Gaules ganz und heil auf dem Erdboden angekommen. Der Astynómos (Ortspolizist) vertrieb mit blankem Säbel die Neugierigen ringsum, und mit einiger Mühe gelang es, Dittmar wieder auf den Gaul zu bringen. Nachdem dieß geschehen war, ritten wir stolz von dannen, das Städtchen ab und über die Brücke. Das Wetter war wunderschön und zeigte uns so recht die höchst günstige Lage dieser Stadt. Seit den ältesten Zeiten hat sie eine große Rolle gespielt, denn sie beherrscht den Sund absolut und konnte ihn mit Leichtigkeit sperren. Mit Recht hat man daher in hellenistischer Zeit Chalkis (neben Korinth) als eine der «Fesseln Griechenlands» bezeichnet, als diese Festungen in makedonischen Händen waren. Auf der westlichen Seite der Brücke ragt stolz die ehemalige türkische Festung *Karababa* empor; die Straße führt zuerst hart südlich an ihr vorbei, dann teilt sie sich: links zweigt, bald in vielen Windungen den Berg erklimmend, die große Poststraße nach Theben ab; wir aber folgen der etwas kleineren Fahrstraße, die rechts um Karababa umbiegt und durch die Strandebene nach Nordwesten führt; die Gegend ist streckenweise mit Weinstöcken oder Ölälumen bepflanzt, streckenweise aber auch recht kahl. Zur Rechten haben wir das Meer, hinter dem, nur wenige Kilometer entfernt, Euböa winkt; zur Linken liegt das hohe Messapiongebirge. Um Mittag verlassen wir die Ebene und reiten etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden links den Abhang hinauf nach dem Dorfe *Lukisi(a)* (*Λουκίσι, Λουκίσια*) [4]. Es sind lauter Steinhäuser, meist der Stall gerade ins Haus mit eingebaut; außen sind meist Backöfen angemauert. Fast jedes Haus ist von einer ringförmigen Hecke umgeben, in deren Innerem Hühner und kleineres Vieh weiden. Die Männer arbeiten alle auf dem Felde, nur Frauen, Kinder und bellende Hunde sind zu Hause. Wir treten in ein Haus, lassen uns mit der freundlichen Besitzerin in ein Gespräch ein und erhalten bald die ganze Familie vorgestellt; sie hat nur Töchter, aber *was* für welche! Eine schöner als die andere, wahre Wunderwerke der Schöpfung. Eine hat bereits einen Mann und ein kleines Kind, das die Großmutter mit Stolz präsentiert. «Ist es ein Knabe?» – «*Wéwe* ine pedhí» antwortet sie («natürlich ist es ein Knabe») und hält mit

der größten Grazie und Natürlichkeit sein Röckchen in die Höhe, damit wir uns selber überzeugen. Besonders gefällt mir ein etwa 12jähriges Mädchen, gleichfalls eine Tochter dieses Hauses, eine strenge Schönheit im Feuerbachischen Stile. Die Frau Wirtin kocht uns Eier, wir essen Fleischconserven dazu; am Nachmittag unternehmen wir jenen unglücklichen Ritt thalab strandwärts nach den Ruinen von *Anthedon* [4], bei dem ich meine Uhr eingebüßt habe. Begreiflicherweise habe ich von den (übrigens nicht sehr zahlreichen) Ruinen nicht viel gesehn. Gegen Abend kehrten wir nach Lukisi zurück, wo wir von unserem chalkidischen Freunde Lekas einem Gastfreunde empfohlen waren, dem Βασίλειος Λιακός (Wassilius Liakós). Gleichzeitig etwa mit uns waren er und seine Söhne von der Feldarbeit zurückgekehrt, wunderschöne Typen, der älteste der Mann jener Tochter unserer Mittagswirtin. Ein großer Tisch wird hergerichtet, ein Huhn am Spieß gebraten über dem lodernden Kaminfeuer und während des Bratens reichlich mit Pfeffer bestreut. Nachdem wir zuerst den Rest unseres Chalkidierweines der ganzen Gesellschaft spendirt hatten, wurde das Huhn servirt. Die Gesellschaft bestand aus Wassili, seinen beiden Söhnen, unserem Agojaten (Pferdeführer) und dem ihm beigegebenen Lüstros (Burschen), endlich dem braven jungen Schullehrer Dimitrios Chortis (Χόρτης), einem Naxioten. Jeder hatte einen besonderen Teller, das will viel heißen; wir vier Europäer begannen formlos uns über unsere Huhnportionen herzumachen; die Griechen aber warteten alle, bis Wassili sagte: «lipón embrós!» (λοιπὸν ἐμπρός, also vorwärts!), worauf sich alle dreimal bekreuzten und ebenfalls zu essen anfingen. Als das Huhn fertig war, folgte der zweite Gang: Stücke geschnitten Schweinefettes; endlich Käse. Auf unseren Wein folgte Lukisiwein, dann boten wir noch von unseren Conserven an; die Griechen genossen davon aber ebenso sehr nur aus Höflichkeit, wie wir von ihrem Schweinefett. Die Stimmung wurde immer fideler; natürlich waren wir für dießmal alle Schweizer und sangen lauter «französische» Lieder (τραγούδια γαλλικά) wie z. B. Alt Heidelberg du feine, die Lindenwirtin, am Brunnen vor dem Tore. Das erbaute die Leute höchst, und sie erwiderten mit einheimischen Liedern, die sie ungeheuer näselnd hinplärrten; es sind überaus eintönige Melodien (wenn man überhaupt so sagen darf), durchweg in Moll-Charakter. Ganz anders beschaffen waren die Lieder, die der Schullehrer zum Besten gab, wie z. B. die Nationalhymne; hier hat die Melodie bereits einen fortschreitenden *Charakter*, einen sich entwickelnden *Satz*, was aber auf europäischen Einfluß zurückgeht. Interessant war nun, daß die andern Leute in diese Schullehrerlieder nicht miteinstimmten, da sie ihnen offenbar nicht vertraut

waren, dagegen der 8jährige zweitjüngste Knabe des Wassili wie auf Commando aus seiner Ecke hervorsprang, sich neben den Schullehrer stellte und mit schallender Stimme mitsang, so oft sein Lehrer etwas anstimmte. Man sieht, daß sich hier ein Wandel anbahnt: die junge Generation lernt in der Schule ganz neue, europäisch angehauchte Lieder, und das näselnde eintönige Geplärr wird vielleicht in 30 Jahren vergessen sein. Unter Singen, Trinken und Lachen verfloss der Abend aufs angenehmste; gegen 10 Uhr brachen wir auf; die Frauen, die bisher als passive Teilnehmer dem Treiben zugeschaut hatten, räumten den Tisch ab und belegten den Boden rasch mit Decken. Darüber breiteten wir unsere Wanzenäcke<sup>8</sup>, krochen hinein und schliefen nach Möglichkeit. Zu meinen Häupten stand in einer Nische ein Heiligenbild; davor mußte beständig ein Nachtlichtchen brennen. Im Stall nebenan scharrten die Pferde, in einer Dachlücke schrie die halbe Nacht hindurch eine Katze, eine andere sprang plötzlich einmal von oben auf mein Kopfkissen herab; kurz es war eine der idyllischsten Nächte die ich je verlebt habe. Natürlich haben auch alle Familienglieder im selben Raume geschlafen; die Kleider pflegt der Grieche nachts stets anzubehalten. Vom Abendessen habe ich noch den Zug nachzutragen, daß der Hauswirt seinen Zahnstocher, nachdem er ihn eingeweiht hatte, uns zum weiteren Gebrauche anbot; wir mußten mit vorgehaltenen Händen heucheln, als machten wir davon Gebrauch, denn nichts beleidigt den Griechen so sehr, als wenn man eine von ihm erwiesene Ehre geringschätzt.

*Freitag der 4. Februar* begann mit Regen, aber das Wetter wurde langsam wieder immer besser. Um  $\frac{1}{2}9$  Uhr verließen wir Lukisi und ritten wieder zum Strande hinunter (aber indem wir Anthedon rechts liegen ließen). Etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde westlich von Anthedon entdeckten wir, etwa 1 km vom Strande entfernt, ungeheuer ausgedehnte Felseinarbeitungen und Mauerreste, die Stelle einer alten Stadt [§], die vor uns noch kein Mensch bemerkte hatte. Vielleicht ist es der von Strabo 9 p. 405 erwähnte Ort *Isos*, der schon damals nur noch die Spuren einer Stadt trug? Die Stelle heißt heute ξεροπιγάδι (xeropigádhi). Unterhalb davon, wo das Meer wieder von Westen nach Norden umbiegt, liegt der große Hof der englischen Kopaisseegesellschaft; dort finden wir Einlaß und halten

<sup>8</sup> Staehelin am 24. Februar 1898 an die Mutter: «Ferner hatte ich mit ... den aus einer Wolldecke genähten Schlafsack, genannt ‚Wanzensack‘ wie *lucus a non lucendo*, da er nur auf einer Seite zugänglich ist und dieser Zugang mittels einer kunstvollen Schnürvorrichtung um den Hals dicht verschlossen werden kann, so daß nur der Kopf frei bleibt. So haben wir auf der ganzen Reise ... keine einzige Wanze constatirt ...»

Mittagsmahl, Wein können wir zum Glücke kaufen. Wir sind nämlich bereits in das Gebiet gelangt, in dem die teils natürlichen, teils künstlichen Felskanäle, die das Wasser aus dem Kopaissee ableiten, im Meere münden. Weiter reiten wir dem Meer entlang, steil aufwärts und zwischen einem pikartigen steil ins Meer abfallenden Berge und dem Hauptgebirge durch in das Gebiet der langgestreckten Bucht von *Skroponeri* (*Skriponeiri*). Wir reiten immer weiter dem Meere entlang, uns der Spitze der Bucht nähernd am Rande des Berges auf und ab, durch Ölwald oder Gestrüpp, in dem einzelne Wlachen-(Hirten-)hütten sind. Eine große Strecke des Gestrüpps ist durch Waldbrand zerstört. Am Ende der Bucht, die die Grenze zwischen Böötien und dem opuntischen Lokris bildet, liegt ein kleines Bödeli, das von schönen Ölbäumen und großen Schafherden belebt wird. Hier ist ein kleiner Hof, dem Kloster Ptoon [6] gehörig. Der Igumenos (ἱγούμενος, Abt) ist da und bietet uns γλύκισμα (Glikisma, ein greuliches Zuckerwerk) an; wir erwidern mit Wein. Dann nehmen wir vom Meere für lange Zeit Abschied und reiten steil bergan durch eine enge Felsschlucht, deren Wasser (wenn solches da ist,) sich in den hintersten Teil der Bucht ergießt. Der Weg ist so steil, daß wir absteigen und zu Fuße gehen müssen; das Reiten wäre zu gefährlich. Ganz wundervoll ist der Blick rückwärts: den Rahmen bildet die wilde Schlucht, sich von oben nach unten gleichmäßig verengend; unten in der Tiefe liegt das blaue Meer des Euripos, dahinter die Berge Euböas, am höchsten der frisch verschneite hohe *Dirphys* (j[etzt] Delph, 1745 m. hoch). Endlich haben wir die Paßhöhe erreicht, jenseits zu unseren Füßen liegt *Böötien*: die flache Ebene des Kopaissees, dahinter mannigfache Berge, als Abschluß der sehr hohe, tief verschneite und bewölkte *Parnass*. Wir gehn aber vom Sattel nicht zu Thale, sondern reiten weiter hinauf, zuerst links durch eine schöne grüne Hochebene, dann wieder rechts durch eine ganz wilde Felsgegend, am Abhange des *Ptoonberges* (726 m.), bis wir zum Kloster (μοναστήρι τῆς Πελαγίας, monastiri tis Pelajías) [6] gelangen. Das Kloster ist ganz festungsartig angelegt: um einen gepflasterten Hof gruppiren sich, an die hohe Ringmauer angelehnt, das Wohngebäude, die Kirche, die Wirtschaftsgebäude u.s.w.; in den Hof gelangt man durch einen niedrigen gewölbten Gang, der unter dem Wohnhaus durchführt. In einem ganz europäischen Zimmer werden wir untergebracht, zwei auf Kanapés, zwei am Boden. Es sind nur wenig Mönche da, und diese haben viel zu tun mit der Landwirtschaft; Gelehrsamkeit blüht hier oben nicht, so wenig wie eine nennenswerte Bibliothek da ist. Die Mönche sind von gleichem Äußerem wie alle griechischen Papadhes: ungeschorene Haare und Bärte, hohe schwarze Kübel-

mützen, dazu ziemlich viel Schmutz. Aber wir sind ja von ihnen gastfreundlichst aufgenommen worden samt unseren Pferden und Agojaten, dürfen also nicht zu viel klagen. – Den Weg dieses Tages, von Anthedon [4] nach dem Ptoon [6], scheint noch kein europäischer Reisender gemacht zu haben; wenigstens ist in keinem Reisewerk davon die Rede. (Ulrichs, Vischer, Lolling etc.).

*Samstag den 5. Febr.* Nach vorzüglich verbrachter Nacht sagten wir 8 Uhr morgens dem Kloster Valet, legten 10 Drachmen auf den Altar der Kirche und ritten auf dem Wege, der bergab nach der böötischen Seite führt. Etwa 20 Minuten unterhalb des Klosters liegen die sehr umfangreichen von den Franzosen aufgedeckten Fundamente des *Apollon Ptoios-Tempels* [6]. Die Lage dieses Heiligtums ist ganz wundervoll. Oben dominiert eine steile Felswand; darunter entspringt eine Quelle (*περδικόβρυσις*) [Perdhikowrisis], die offenbar für die ganze Anlage maßgebend gewesen ist und den ganzen Tempelbezirk von oben bis unten durchfließt. Tief unten ist ein Bachbett, und gegenüber steht der Berg wieder steil an. Das Heiligtum ist terrassenförmig angelegt; im oberen Teile ist der Tempel und das Orakel, unten große Wasseranlagen, offenbar zu Heilungszwecken bestimmt.

Nach einigen photographischen u. a. Aufnahmen reiten wir weiter hinunter durch eine wüste steinige Landschaft, rechts am Dörfchen Kokkino [7] vorbei in den nordöstlichsten Zipfel des plattenbeinen Beckens des ehemaligen Kopaissees<sup>9</sup>. Wir steuern direct auf die «große Katawothre» [8] hin, d. h. den größten der über zwanzig unterirdischen Abflüsse des Sees. Ein mächtiges Felsenthor öffnet sich, über 25 m. hoch, hinein fließt der große künstlich geschaffene Fluß, der alles Wasser des Seebeckens sammelt; auf der Seite des Flusses lässt sich noch ziemlich weit hineingehen bis zu einer Stelle, wo durch eine obere Öffnung Licht einfällt. An beiden Seitenwänden ist hohes Mauerwerk, das offenbar eine Verschlammung dieses Abflusses verhindern sollte; man schreibt es dem chalkidischen Ingenieur Krates zu, der zur Zeit Alexanders d. Gr. lebte. So hat hier immer die Kunst der Natur nachhelfen müssen, um dem ungeheuren Sumpfsee Land abzugewinnen; die Zeiten des

<sup>9</sup> Bereits im fröhern und spätern Altertum wurden Versuche unternommen, durch künstliche Abflüsse und Kanalbauten das Seebecken trocken zu legen und so Kulturland zu gewinnen. Eine französische Gesellschaft machte sich 1883 neuerdings an die Aufgabe der Entwässerung; 1889 übernahm eine englische Gesellschaft die Arbeit und führte sie 1892 im großen und ganzen zu Ende. Seither besteht der ursprüngliche See nicht mehr. Vgl. Alfred Philippson, Die griechischen Landschaften, 1, Teil 2 (= Das östliche Mittelgriechenland und die Insel Euböa), Frankfurt am Main 1951, 466 ff.

regulirten Wasserablaufs sind die Zeiten hoher Kultur für Böotien, die Zeiten der verstopften Abflüsse bedeuteten Versumpfung in jeder Hinsicht. Von der großen Katawothre reiten wir weiter durch jetzt ganz trockenes, enorm fruchtbare Land, meist an den Ufern des wildertenreichen künstlichen Flusses hin, durch eine Menge von Schafherden mit frischen blökenden Lämmern, nach dem Dorfe *Topolia* [9], der Stätte des alten *Kopai*, das den ganzen See dominirt und ihm auch den Namen gegeben hat. Es liegt auf einem Hügel am Nordrande des Seebeckens, der nur durch einen schmalen Isthmos mit dem hinteren Hügelland verbunden ist. Im Dorfe, wo wir um 3 Uhr Nachmittags ankommen, ist gerade großer «*Gamos*» ( $\gamma\acute{α}\mu\circ\varsigma$ ): ein Hochzeitszug, schön geschmückte Männer und Frauen zu Pferde zieht unter Abfeuern von Schüssen, von einem Paukenschläger und zwei äußerst schrill und unaufhörlich blasenden Pfeifern zu Fuß begleitet, nach dem Nachbarort Kokkino, um dort die Braut abzuholen. – Nachdem wir etwas ausgeruht und unsere Pferde verabschiedet hatten, machten wir einen Gang zur Kirche des Ortes und versuchten eine da eingemauerte Inschrift abzuklatschen; leider ist es wegen des heftigen Windes und starker Übertünchung nicht geraten, was sehr bedauerlich ist, da die Inschrift noch unpublicirt zu sein scheint. – Unterkunft finden wir in einem Privathause; die Leute sind aber hier lange nicht so gut und unverdorben wie in dem idyllischen Lukisi. Den langen Abend verbringen wir beim Schein zweier auf Flaschen gesteckter Kerzen und unter eifriger Lectüre.

*Sonntag den 6. Februar.* Mit neuen Pferden ritten wir  $8\frac{1}{4}$  Uhr Morgens von Topolia weg, über die Brücke des künstlichen Flusses (Melas hieß er im Altertum, jetzt nur ὁ ποταμός [Fluß]) und dann quer durch die jetzt ganz trockene See-Ebene in südöstlicher Richtung nach der ehemaligen Insel *Paläokastro* oder *Glas* (*Gulas*) [10]. Es ist das eine ungeheure mykenische Stadtanlage, vielleicht die gewaltigste von allen. Die Felsinsel, an der Südseite des nordöstlichen Kopaiszipfels gelegen, hat den See prächtig beherrscht. Ringsum führt ein 5 bis 7 Meter dicker Mauerring von großen unbearbeiteten Blöcken, genommen von den natürlichen Felsen der Insel, deren geologische Beschaffenheit absolut identisch ist mit den *Schratten* im Melchthal. Es heimelte mich ganz an, so alte Bekannte hier wieder anzutreffen. Zwei Thore, im Süden und im Norden, sind deutlich erkennbar; und an der höchsten Stelle der Insel, in der NO-Ecke, liegt der gewaltige Palast, d. h. seine Fundamente. Die Insel unten in der Ebene zu umgehen, würde über 1 Stunde kosten. Und diese ganze mächtige Stadt wird von keinem antiken Schriftsteller erwähnt, nicht einmal ihr *Name* ist uns bekannt; ihre

Trümmer müssen *stumm* für sich selbst zeugen. Reine Vermutung ist es, wenn Lolling in dieser Stadt das älteste Orchomenos, Noack<sup>10</sup> darin das alte Arne erkennen will.

Wir mußten, weil jene einzige Brücke nicht zu umgehen war, vom Paläókastro wieder bis dicht vor Topolia zurückkehren; von da ritten wir weiter nach Westen, zuerst dem Nordrande des Sees entlang; dann, als dieser weit nach Norden ausbiegt, quer durch teilweise noch sumpfiges Terrain. Solange wir auf der Landstraße blieben, ging das ganz gut; aber eine arge Prüfung wurde der Weg für unsere Pferde, als die Agojaten eine Abkürzung einschlagen zu sollen glaubten; ich habe dabei abermals die Bekanntschaft des – glücklicherweise sehr weichen – Erdbodens gemacht, und zwar *ohne* dabei etwas zu verlieren. Etwa um  $\frac{1}{2}$  3 Uhr Nachmittags kamen wir im Dorfe *Petromagúla* [11] an; auf dem großen Platze daselbst, vor der Kirche, ist großer Fastnachtstanz. Alle Weiber des Dorfes, schön geschmückt, reichen sich die Hände und folgen, ruhig schreitend, ihrem Vortänzer, der die Reihe anführt. Er trägt die Fustanella<sup>11</sup>, und in der einen freien Hand führt er ein Fähnlein, mit dem er balancirt. Dazu macht er die curiosesten Bewegungen, Sprünge, Drehungen, fast zu vergleichen den uralten Tänzen unserer kleinstädtler Ehrentiere. Dazu die beständige schrille Flötenbegleitung und das Bumbum. An Petromagula schließt sich unmittelbar an das Dorf *Skripú* [11], und damit sind wir wieder auf die große Heerstraße gekommen, nachdem wir seit Chalkis auf ziemlich abgelegenen Pfaden gewallt waren. Wir fanden auf etwas merkwürdige und unmotivierte Weise die freundlichste Aufnahme bei Hrn. Ingenieur *Papadakis* (K. I. Παπαδάκης), der bei der englischen Kopaisentwässerungsgesellschaft angestellt ist und die ganze Westhälfte des Sees unter sich hat. Wir hatten so recht Gelegenheit, hier die griechische Philoxenia (Gastfreundschaft) bewundern zu lernen. Der Herr ist fein europäisch gebildet und hat an der Pariser Ecole normale sein Ingenieurdiplom geholt; wir kommen zu viert in sein Haus eingeschneit; bezahlen dürfen wir selbstverständlich nichts, und trotz allem nimmt uns der Mann mit seiner jungen Frau überaus herzlich und ohne eine Miene zu verziehen auf. Zuerst bewirtet er uns mit Cognac, dann begleitet er uns nach der großen, seit dem letzten Erdbeben zerfallenden Kirche, die voll von antiken Werkstücken ist, – denn Skripú liegt auf der Stelle des alten *Orchomenos* [11]. Die Kirche wird über kurz oder lang ganz zusammenfallen, und im

<sup>10</sup> Ferdinand Noack, Arne, in: Mittheilungen des Kaiserlich Deutschen archäologischen Instituts, Athenische Abtheilung, 19 (1894), 405 ff.

<sup>11</sup> Die Fustanella ist der knielange Baumwollrock der männlichen neugriechischen Nationaltracht.

Interesse der Altertumskunde ist das sehr zu begrüßen; denn während sonst neue Kirchen einfach aus den (sehr oft antiken, mit Inschriften oder Reliefs versehenen) Steinblöcken der alten wieder aufgebaut werden, hat sich hier die Regierung ins Mittel gelegt und den weiteren Gebrauch der Steine der alten Kirche *verboten*. Die Steine kommen ins Museum. Um die Kirche herum liegt schon jetzt eine ansehnliche Sammlung von antiken Grabsteinen, Weihinschriften etc. von Orchomenos. – Nachher stieg Hr. Papadakis mit uns auf die ca. 200 m. höher als Skripú liegende *Akropolis* von Orchomenos. Sie bildet den östlichen Abschluß des langgestreckten «Spießbergs» (Akontion), der das Kephissosthal auf der linken Seite begrenzt. In dieser hochragenden Burg haben die uralten, nur noch durch Sagen bekannten *Minyer* geherrscht, denen einst das ganze, von hier aus prächtig überblickte Seebecken gehörte. Sie sind die Urheber großartiger Dammbauten, die erst in den letzten Jahren im neuerdings entwässerten See entdeckt worden sind, durch die das Wasser schnellstens den unterirdischen Abläufen (Katawohren) zugeführt wurde (und zwar auf die Ostseite, nach dem Sunde zu). Das minyische Orchomenos ist bei Homer [Il. 9, 381] eine Stadt von fabelhaftem Reichtum; und daß seine Blüte in die mykenische Zeit fällt, werden wir noch sehen. Aber es kamen andere Zeiten; ein neues Geschlecht erhob sich in Theben, das sich bald ganz Böotien unterwarf. Die Kulturarbeit der Orchomenier wurde zerstört; in der Sage ist es Herakles – auch ein Thebaner! – der die Abflüsse des Sees verstopft und das blühende Land wieder in einen Sumpf verwandelt haben soll (Diod[or] 4, 18). Auch Orchomenos wurde zum Anschluß an den thebanisch-böotischen Städtebund<sup>12</sup> gezwungen. Es ist immer die Oppositiionsstadt par excellence geblieben, und hat als solche besonders zur Zeit des Pelopidas und Epaminondas den Thebanern viel zu tun gegeben, aber auch furchtbar von ihnen leiden müssen. Auf der Akropolis ist noch sehr respectables Mauerwerk zu sehen; in welche Zeit des Altertums es gehört, ist mir nicht klar. Es war bereits Nacht, und zwar eine wunderbare Vollmondnacht, die über die ganze weite Ebene ihr mildes Licht breitete, als wir wieder vom Berg herunterkamen. Ein ganz feudales Nachtessen hatte Frau Papadakis für uns gerüstet; auch die mit ihr befreundete junge Lehrerin, Frl. Helenizza, nahm teil; nach dem Essen erbauten wir uns gegenseitig mit Liedern und anderem Scherz.

<sup>12</sup> Seit früher Zeit bestand in Böotien ein besonders von Theben angeführter Städtebund, der sich, mit Unterbrüchen, bis in die Kaiserzeit erhielt. Der Anschluß von Orchomenos ist – wie vieles an diesem Bund – nicht genau geklärt; er mag ins 5. Jahrhundert, vielleicht schon in frühere Zeit fallen.

*Montag den 7. Februar.* Nach ganz famoser Nachtruhe wurde zunächst eine photographische Aufnahme der gastfreundlichen Familie vorgenommen – die einzige Art, wie wir ihre Freundlichkeit erwidern konnten –, dann nahmen wir, wozu uns gestern die Zeit gefehlt, das unmittelbar am Fuße des Burgberges gelegene *Kuppelgrab* in Augenschein, das törichterweise «Schatzhaus des Minyas» genannt wird. Es ist von Schliemann ausgegraben und hängt aufs engste mit den Kuppelgräbern von Mykenae zusammen, so eng daß es in dieselbe Zeit, d. h. rund 1500 Jahre v. Chr. fallen muß. Es hat einen Eingang («Dromos») von der Seite, dann folgt der bienenkorbförmige Rundbau («Tholos»), nur von Innen sichtbar gewesen (jetzt allerdings, da die Decke eingestürzt ist, auch von oben, wo wir auch hineingeklettert sind, da der seitliche Eingang mit einem Eisengitter verschlossen ist und niemand weiß wer den Schlüssel hat), die eigentlichen Einzelgräber sind in einer rechts angebauten niedrigen viereckigen Grabkammer gewesen. Die Steine der Tholos sind wunderbar regelmäßig und glatt bearbeitet; aus der Grabkammer stammen die schönen sculperten Deckenornamente, die jetzt auf Blöcken zu sehn herumliegen (Rosetten, Spiralen, Palmetten), höchst wichtig für die Kenntniß der mykenischen Ornamentik überhaupt.

Die Stunde des Abschiedes war gekommen; da der weitere Weg auf der Heerstraße vor sich gehn sollte, mieteten wir für dieß mal nicht Reitpferde, sondern eine *Susta*, d. h. den einheimischen auf nur zwei großen Rädern ruhenden Karren. Darin fuhren wir unweit nördlich an Livadhia [35] vorbei das ebene Kephissosthal hinan; rechts hatten wir in einiger Entfernung das Akontion, an dessen Fuße der Kephissos fließt, links hält sich die Straße unmittelbar am Rande des Thurionberges. Unsere nächste Station war der *Löwe von Chäronea* [12], d. h. das Grabdenkmal der hier im J. 338 gegen Philipp von Makedonien unterlegenen Thebaner. Er liegt zwei Minuten östlich von der Stadt Chäronea, oder dem Dorfe Kapräna [12], wie es heute heißt, hart an der Straße zur linken Hand (und nicht «ziemlich weit südlich von der Stadt», wie Wilamowitz Hermes 26, 193 Anm. behauptet<sup>13</sup>). Ein Löwe als Denkmal gefallener Krieger ist eine schöne Idee; leider ist dieser Löwe in den Freiheitskriegen von einem Bandenführer mutwillig in über 12 Stücke zerschlagen worden<sup>14</sup>, aber der schöne jetzt in den Himmel starrende Kopf zeigt noch, wie großartig das Monument gewesen ist. Die Schlacht von

<sup>13</sup> Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Die sieben Thore Thebens, in: Hermes, Zeitschrift für classische Philologie, 26 (1891), 191 ff. (= Kleine Schriften 5, 1, Berlin 1937, 26 ff.).

<sup>14</sup> Der Löwe wurde 1902/4 wieder aufgestellt.

Chäronea ließen wir an Ort und Stelle vor unserm geistigen Auge noch einmal geschehn – auf die Schlachten hatte ich, so gut es ging, mich präparirt –; dann fuhren wir weiter, indem wir Kapräna-Chäronea für dießmal links liegen ließen, und folgten der Heerstraße. Links taucht noch ein trutzig aufragender Burgberg auf, das alte *Panopeus* [13], zu dessen Füßen jetzt das Dorf Ajos Wlassis liegt (St. Blasien zu deutsch). Diese Stadt gehörte bereits den Phokern, während die Ebene hier noch böotisch war. Erst dort wo die Berge beiderseits ganz nahe (wenn auch nicht in großer Höhe) zusammentreten und nur für Straße und Fluß einen schmalen Durchpaß lassen, bei *Parapotamioi* [14] (einst eine Stadt, jetzt nur ein elendes Chani [Straßenwirtshaus]), überschreiten auch wir die *phokische* Grenze. Jenseits des Passes eröffnet sich vor uns eine zweite große Ebene, gleichfalls vom Kephissos durchflossen, nur wenig höher als die soeben verlassene böotische Kephissosebene gelegen. Die Straße wendet sich zuerst, dem rechten Gebirgszug entlang, nach Nordosten; dort im Winkel zweigt die Poststraße nach Atalante [15] ab, d. h. nach dem Sund und weiterhin nach den Thermopylen [20]; wir aber folgen der kleineren Straße nach links (NW) und gelangen in etwa 2 Stunden nach dem großen Dorfe *Drachmani* [16], wo wir im oberen Stocke des «Kapheneion» (Kafewirtschaft) Unterkunft und sogar ein Bett finden. Eine halbe Stunde ostnordöstlich von Drachmani liegt die Stätte des alten *Elateia* [16], jener wichtigen Phokerstadt, deren Besetzung durch Philipp II. im J. 338 bei den Thebanern und den Athenern so große Bestürzung hervorgerufen hat. Wir begreifen diese Bestürzung jetzt: denn wer einmal Elateia hat, ist durch die Thermopylen [20] gekommen, und kann nach Theben und dann auch nach Athen so gut wie auf ebener Landstraße spazieren; die Hauptpässe hat er hinter sich. Wir lassen aber für heute Elateia noch sein, und unternehmen dafür, um 4 Uhr aufbrechend, noch die Besteigung des *Athena Kranaia-Tempels* [17]. In etwas über 2 Stunden ziemlich angestrengten Steigens sind wir oben; er liegt auf einer isolirten Spitze des Gebirges (der *Knemis*) nördlich von Elateia. Die umfangreichen Fundamente sind von den Franzosen freigelegt; viel mehr interessirt mich aber die Lage dieses Heiligtums der «Berghöhen-Athene»; denn diese Lage ist wieder einmal ganz wundervoll und spricht sehr für das landschaftliche Gefühl der alten Griechen. Zu unseren Füßen die phokische Hochebene, dahinter gegenüber von uns die gewaltige Masse des Parnasses, zwischen dessen Gipfeln gerade die Sonne verschwindet, als wir oben anlangen. Fast ohne Dämmerung überrascht uns die Nacht, und wir müssen äußerst sorgfältig absteigen, um in den Steinen und Felsen keine Füße zu verrenken. Endlich tut uns auch der

Mond den Gefallen und kommt hinter der Knemis herfür; in seinem Zauberlichte kehren wir nach Drachmani zurück.

*Dienstag den 8. Februar.* Auf eine ordentliche Nacht folgte ein trüber Regenmorgen. Wir hatten für diesen Tag wieder Pferde gemietet; mit diesen ritten wir zuerst nach dem Burghügel von Elateia. Als wir schon recht weit von Drachmani weg waren, kam uns in vollem Lauf ein Bursche nachgerannt: Dittmar hatte seine Uhr im Quartier gelassen und es noch nicht einmal bemerkt; der Bursche überbrachte sie ihm und sammelte so feurige Kohlen auf das Haupt dessen der immer auf die «traurigen Dreckkerle von Griechen» geschimpft hatte. Die Stadt Elateia ist am Fuße des Burghügels (der nicht sehr hoch ist) überraschend weit ausgedehnt. Ausgegraben ist noch fast nichts; die Eingeborenen haben da und dort den Boden in wenig kunstgerechter Weise aufgewühlt, um Münzen oder ähnliche Schätze zu finden. Diese Stätte *schreit förmlich* nach einer wissenschaftlichen Durchforschung. Frei liegen eigentlich nur 2 große Felsnischen, die einander genau entsprechen (sie haben je 3 Apsen, was im Grundriß wie beifolgende Figur aussieht: ). Wir wurden nicht klar darüber, ob das christliche Gräber oder antike Heiligtümer sind\*. In der Umgebung dieser Nischen zeigt der Felsboden überall geradlinige Einarbeitungen, die von Häusern oder Heiligtümern stammen. Von Elateia ritten wir auf steilem Pfade das Gebirge hinan, die *Knemis*. Bald gerieten wir in Regen, später auch in Nebel. Viel ausgedehnter als die phöische Seite der Knemis ist die nördliche, *lokrische*. Die Landschaft ist trotz des elenden Wetters erstaunlich schön. Zuerst fühlt man sich ganz in die Alpen versetzt. Der Weg führt über beiderseits steil abfallende Felsgrade; die Vegetation besteht nur aus Lärchen; in nächster Nähe des Weges flog ein Rebhuhn auf. Endlich, nachdem wir um viele Felsecken und auf ganz gefährlichen Pfaden lange auf und ab geritten waren, gelangten wir weiter hinab in ein schönes, ganz einsames Thal voller Platanen und grüner Matten, der große wasserreiche Fluß hieß denn auch im Altertum «Platanenfluß» (*Πλατανιάς*). Fast ohne einen Menschen anzutreffen durchritten wir dieses lokrische Thal (es waren die «epiknemidischen» d. h. die an der Knemis wohnenden Lokrer, die hier saßen). Endlich öffnet es sich nach dem Meere, und vor uns liegt eine weite Strandebene. Wir gelangten wieder auf die große Poststraße, die der Küste entlang von Atalante [15] nach den Thermopylen [20] führt. Ungefähr an der Stelle des alten Thronion [18] haben wir die Straße betreten.

\* Die Grabkammer der Engelsburg muß denselben Grundriß haben: Petersen, Vom alten Rom, p. 100<sup>15</sup>.

<sup>15</sup> Eugen Petersen, Vom alten Rom (= Ber. Kunststätten, 1), Leipzig 1898<sup>1</sup>.

Es ist uns dabei soviel klar geworden, daß große Heere wie z. B. das des Xerxes (nach der Thermopyle Schlacht) unmöglich denselben Weg gemacht haben konnten wie wir; dazu ist er viel zu schmal, zu steil und gefährlich. Also hat z. B. Kiepert<sup>16</sup> sicher Unrecht, wenn er die antike Straße direkt von Thronion [18] nach Elateia [16] zeichnet. Die alte Heerstraße muß entweder wie die heutige über Atalante [15] nach Elateia [16] (dieser Punkt ist durch die Vorgänge des Jahres 338<sup>17</sup> gesichert) geführt haben (wenn dieß durch die Bodenbeschaffenheit überhaupt ermöglicht war und nicht die Berge früher unmittelbar ins Meer abfielen), oder irgend anderswo durch. Ich bedaure sehr, dieß nicht haben ergründen zu können. Noch etwa 2 Stunden hatten wir in der Strandebene weiter zu reiten, unter unablässigem Regen. Ich war zum Glücke so gut mit Mantel und Decke versehen, daß das Wasser nicht bis zu mir selber durchdrang. Die fröhliche Stimmung verließ uns auch da nicht; allem Wetter zum Trotze sangen wir laute Marschlieder, wie «Wohl auf, die Luft geht frisch und rein; wer lange sitzt muß rosten; den allerschönsten Sonnenschein läßt uns der Himmel kosten», oder «Hang Jeff' Davis on a sour apple-tree» und so weiter. In dem Neste *Molo* [19], das einst ein reiches Dorf gewesen sein soll, aber jetzt von Soldaten wimmelt und übel riecht, fanden wir nur mit Mühe Unterkunft in dem Hause wo das Post- und Telegraphenbureau sich befindet. Wir lassen ein Mangali (Kohlenbecken) kommen und trocknen darüber notdürftig unsere zum Ausringen nassen Mäntel. Die Unterkunft war mäßig; unseren Conserven haben wir viel zugesprochen, da außer einer Suppe nichts zu bekommen war.

*Mittwoch der 9. Februar* begann wieder mit trostlosem Nebel und Regenwetter. Der freundliche Telegraphist und Postbeamte bewirtete uns aus freien Stücken in seinem Bureau mit Kafe und ließ uns an seinem Kaminfeuer (an dem der Kafe bereitet wurde) uns wärmen. Wir dachten zuerst daran, zu warten bis es ausgeregnet haben würde; da aber dieser Fall immer länger auf sich warten ließ, blieb uns nichts übrig als uns um das Aufstreiben einer *Susta* zur Weiterfahrt zu bemühen. Gegen elf Uhr war sie bereit, und wir zogen unter strömendem Regen von dannen. Die Berge staken bis tief herunter im Nebel, so daß ich von der Gegend keinen besonderen Eindruck davontrug. Rechts hatten wir die angeschwemmte Strandebene, die es im Altertum noch nicht gab; links trat das Ge-

<sup>16</sup> Heinrich Kiepert, *Atlas Antiquus*, Berlin o. J.

<sup>17</sup> Bevor sich im August 338 Griechen und Makedonen bei Chäronea [12] gegenübertraten, war Philipp mit seiner Hauptmacht von Norden her durch die Thermopylen [20] vorgerückt und hatte zum Schrecken Athens die Schlüsselstellung Elateia [16] in seine Hand gebracht. Vgl. oben S. 233.

birge bis hart an die Straße heran. So näherten wir uns den *Thermopylen* [20]. An zwei etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde von einander abstehenden Punkten trat das Gebirge im Altertum bis hart ans Meer heran, so daß gerade nur noch die Straße Platz hatte und nicht zwei Wagen an einander vorbei konnten. Diese beiden Punkte waren im Altertum stark befestigt und verschließbar und hießen daher Thore (*Pylai*). Zwischen ihnen war eine halbmondförmige kleine Strandebene, die im Süden in wellige Hügel und schließlich in hohe Berge übergeht. Nicht weit vom östlichen Thor sind die warmen Quellen (*Thermen*); wir haben sie schon von weitem dampfen sehn und ihren Schwefel gerochen. Sie sind über  $40^{\circ}$  warm und treiben zunächst eine Mühle; unterhalb derselben haben sie den ganzen Boden weit und breit mit weißem Wasserstein überzogen; darüber rieselt das Wasser in merkwürdig klarblauer\*, schon von Pausanias (4, 35, 9) bewunderter Färbung. Es gehört heutzutage nun allerdings eine ziemliche Illusionskraft dazu, sich diese Gegend als einen Engpaß vorzustellen, denn das Meer ist durch eine stundenbreite angeschwemmte Sumpf-ebene (cf. schon Hdt. 7, 176 τενάγεα<sup>18</sup>) weit nach Norden zurückgedrängt. Außerdem konnten wir leider wegen des Nebels die Formation des Gebirges absolut nicht erkennen, von dem herab die persischen «Unsterblichen» unter Umgehung des Westthores in die Mitte der beiden Thore gelangten und die Griechen so im Rücken fassen konnten. Ziemlich am Ende des Passes, das heißt unmittelbar innerhalb des Westthores, ist ein kleiner Hügel, auf dem eine verlassene und verfallende Cavalleriecaserne steht: dieser Hügel gilt einigen Gelehrten (so Lolling) als der Ort, wo Leonidas und seine letzten Helden gefallen sind und wo dann später ihr Grabdenkmal, auch ein Löwe, sich erhob. Zu sehn ist nichts mehr von alledem, aber wir waren doch tief ergriffen, als wir die Susta verlassen und den Hügel bestiegen hatten. Ob Andere vielleicht eher Recht haben, die den letzten Kampf auf einen Hügel beim Ostthore verlegen, habe ich noch nicht untersucht. Es regnete so unverschämt, daß wir uns nur ganz kurze Zeit im Freien aufhalten konnten. Gleich nach der Durchfahrt durch das Westthor tritt das Gebirge bedeutend zurück nach Südwesten, wir sind in das weite Spercheiosthal gelangt. Bei Alamanna kamen wir über die große alte Brücke [21], und dann in gerader Richtung auf das hoch winkende *Lamia* zu. In den Thermopylen waren überall ganz neue Schützengräben gezogen und Schanzen aufgeworfen, aber kein einziger Soldat darin.

\* Farbe und Geruch genau wie bei den Aquae Albulae zwischen Rom und Tivoli.

<sup>18</sup> Herodot 7, 176: «Östlich von der (Thermopylen-)Straße grenzen Meer und Sumpfgelände (τενάγεα) an.»

Die Hauptmacht der griechischen Grenzbesetzung ist in Lamia concentrirt, einem Städtchen von ca. 7000 Einwohnern. Es ist das größte Wunder, daß nicht auch dieß noch in die Hände der Türken geraten ist. Denn nach der letzten Schlacht des Krieges (der von Dhomokó<sup>19</sup>) hatte die Armee absolut den Kopf verloren und war nicht mehr zu sehn; die Türken aber machten sich das schlau zu Nutze und rückten, obwohl bereits der Waffenstillstand abgeschlossen war, ungenirt weiter vor. Da sind zwei wackere griechische Civilisten, die Herren v. Hösslin (bairischer Abkunft) und Dr. Kalapothakis auf eine Susta gestiegen, haben ein weißes Tuch an die Peitsche gebunden und sind spornstreichs in das türkische Hauptquartier gefahren, wo es ihnen durch energisches Parlamentieren gelang, den Türken begreiflich zu machen, was ein Waffenstillstand bedeutet. Nur diesen zwei Männern hat es Griechenland zu verdanken, daß es Lamia heute noch besitzt. Lamia liegt sehr schön zwischen mehreren nicht sehr hohen Bergen eingebettet, auf einem derselben ist die *Burg*. Wir logirten im ξενοδοχεῖον τῆς Γαλλίας (Hôtel de la France) und speisten im Thermopylenrestaurant. Mit Wonne ließ ich mir daselbst von einem Lustros (Wichser) die Schuhe putzen, was mir seit Chalkis nicht mehr wiederfahren war. Wir stiegen sofort auf die Burg; an ihrem hohen Mauerwerk lassen sich sehr wohl noch antike Teile neben mittelalterlichen erkennen: bei den antiken sind die Quadern noch schön regelmäßig gefügt; im Mittelalter hat man teils die antiken Quadern wieder verwendet (aber ohne jede Sorgfalt der Anordnung, dafür mit Kalk), teils nur kleinere Steine. Im Inneren der Burg ist eine große Kaserne, die übrigens nur den kleinsten Teil der gegenwärtigen Besatzung Lamia's beherbergt. Vom Plateau der Burg aus sahen wir, nur etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde nördlich von uns, an den Abhängen des Gebirges eine lange ununterbrochene Kette von Rauch: es waren die Wachtfeuer der türkischen Vorpostenlinie, die dort brannten. Man fühlt sich bei diesem Anblicke recht weltgeschichtlich! Hart unten dran standen in der Ebene die äußersten griechischen Zelte. – Solange noch Tag war, stürmten wir im Städtchen herum, um Altertümer und Inschriften zu ergattern; richtig entdeckten wir auch eine sehr schöne und interessante lateinische Inschrift und copirten sie; wie sich natürlich seither herausstellt, ist sie längst mustergültig veröffentlicht. Im Städtchen ist, um das nicht zu vergessen, eine türkische Moschee mit Minaret; sie wird jetzt natürlich wie jedes öffentliche Gebäude von Soldaten bewohnt. – Die Betten, die wir im Hotel bekamen, waren famos.

<sup>19</sup> Am 17. Mai 1897; vgl. oben S. 220.

*Donnerstag den 10. Februar.* Früh 5 Uhr morgens fuhren wir per Kutsche von Lamia weg; denn wir hatten einen langen Weg vor uns. Zuerst ging die Fahrt durch die Spercheiosebene, auf der südwestlichen Poststraße; es wurde gerade Tag, als der Fuß des Oetagebirges erreicht war und die Steigung begann. Ein natürlicher Paß ist hier nicht; im Altertum führten hier nur gefährliche Pfade durch, niemals aber eine Heerstraße. Der Berg steht sehr steil an, und die heutige ganz neue Poststraße ist ihm abgerungen: sie führt in unzähligen Zickzacklinien und vielfach auf gemauerten Unterbauten, oft auch in tiefe Flußbetten einbiegend, hinauf; es ist eine Anlage, so kühn wie der Simplon. Auch hier sind dato viel moderne Feldbefestigungen, denn es ist der eine der beiden Haupteingänge nach Mittelgriechenland. (Im Altertum dagegen zählte dieser Eingang nicht, oder nur als Umgehung der Thermopylen.) Die Paßhöhe passirten wir unter Nebel, Schnee und vereinzelten Sonnenstrahlen, die einen wunderbaren Regen- oder besser *Schneebogen* veranlaßten. Dieser ärgerliche Nebel! Da bin ich zwei Tage am Fuße des Oeta herumgefahren und habe keine Ahnung wie der Oeta aussieht! Auch die andern Berge, der Parnäß und der Kiona, der höchste Berg Griechenlands (2512 m.)<sup>20</sup> entziehen sich gänzlich unseren Blicken. Einen ersten kleinen Halt machten wir im Chani von *Burnaraki* [22] und unterhielten uns eifrig mit den Soldaten die wir da antrafen; auch sie sagten aus fester Überzeugung: bald machen wir wieder Krieg. Daß im Chani ein Bild des Kriegsministers General Smolenskis (Smolenitz)<sup>21</sup> hängt, ist selbstverständlich; wir haben kein Haus auf der ganzen Reise angetroffen, in dem dieser populärste Mann Griechenlands nicht in effigie zu sehn wäre, ganz abgesehn von den Schnapsflaschen und Cigarettenpäckchen, auf denen er verewigt ist. In raschem Tempo fuhren wir dann weiter den Berg hinunter in die vielhügelige Landschaft *Doris*. Auch hier ist der Boden bis hoch hinauf bearbeitet und macht Alle zu Schan-

<sup>20</sup> Der Olymp (2911 m) lag damals noch auf türkischem Boden.

<sup>21</sup> Staehelin am 22. November 1897 an seine Tante Clara Burckhardt: «Die populärste Persönlichkeit ... ist dato der Oberst Smolenitz ..., der einzige höhere Offizier, der im kritischen Moment ... den Kopf nicht verlor und seiner Brigade Vertrauen und Mut einflößte. Wären alle Offiziere so gewesen, so wären noch heute keine Türken in Larissa, wohl aber die Griechen in Janina. Dieser Mann hat gezeigt, daß es nur einer verständigen Führung bedarf, um die so sehr nervösen griechischen Soldaten tapfer zu machen und mit ihnen den Türken empfindliche Schlappen beizubringen (wie er bei Velestino getan hat).» Smolenitz schlug die ihm vom König verliehene Stellung eines Generalstabschefs aus «mit der Begründung: ich bin ein simpler Brigadier, ich kann das nicht. Damals hätte er sich mit größter Leichtigkeit zum Dictator von Griechenland aufschwingen können, und der König verdankt es nur der Uneigen-nützigkeit und Pflichterfüllung dieses Mannes, daß er noch regiert.»

den, die die Griechen als Faullenzervolk bezeichnen. Die Doris ist das oberste Kephissosthal; aus ihr geht der Fluß nach Phokis und dann weiterhin nach Böötien und in den Kopaissee, uns bekannte Gegenden. In der Thalsohle liegt an der Straße das *Chani von Graviá* (τὸ Χάνι τῆς Γραβιᾶς) [23]. Da machten wir eine längere Mittagspause und ließen auch die Pferde ausspannen. Der Ort ist berühmt durch die Schlacht, die der Griechenführer Odysseus am 8. Mai 1821 gegen eine über zehnfache türkische Übermacht geliefert hat. Gleich südlich von Gravia beginnt nämlich ein schmales Défilé, durch das die Türken aus der Doris nach Salona [25] etc. vordringen wollten (sie wollten also denselben Weg wie wir machen); aber Odysseus hatte mit einer kleinen Schar diese Straße besetzt und schickte die Türken mit blutigen Köpfen heim. Diese Heldenat ist jetzt gefeiert durch ein hübsches Denkmal, die Büste des Odysseus auf hoher Stele. – Um zwei Uhr Nachmittags brachen wir von Gravia wieder auf (ganz in der Nähe lag das antike *Kytinion*). Die Straße begann sofort wieder zu steigen und führte durch eine enge Spalte westlich vom Parnaß durch über den Paß von Amblena [24]. Der Berg rechts ist der Korax, aber wir sehn ihn ebenso wenig als den Parnaß. Allmählich begann es wieder zu schneien, und als wir auf der Paßhöhe ankamen, herrschte das tollste Schneegestöber und alles war ganz weiß. Etwas besser wurde das Wetter auf der Südseite des Passes, als wir in das Gebiet der ozolischen Lokrer gelangten. Die Nebeldecke wies wieder mehrere Risse auf, Fetzen blauen Himmels wurden sichtbar, und weit im Süden grüßten die weißen Berge des Peloponnes herüber. Das ozolische Lokrerland macht einen äußerst freundlichen Eindruck mit seinen hochragenden Felswänden und seinen großartigen Ölwäldern. Ein ununterbrochener Wald von Ölbaum geht da von der Küste bis weit oberhalb von Salona hinauf. Als wir im Städtchen *Salona (Amphissa)* [25] anlangten, war bereits finstere Nacht. So waren wir reichlich auf der Fahrt gewesen diesen Tag über. Im Gasthaus des *Karawinas* stiegen wir ab; die Sauberkeit war recht mäßig.

*Freitag den 11. Februar* leisteten wir uns den Luxus, wieder einmal auszuschlafen. Am Vormittag sahen wir mehrere Karawanen von *Kameelen*, die einzige hier und in Lamia noch als Lasttiere gezüchtet werden sollen; es sind die ersten Kameele, die ich in *Aktion* sehe. Gegen 10 Uhr fuhren wir per Kutsche auf der schönen Landstraße delphiwärts. Unterhalb Salona, das wir samt seiner Felsenburg nicht eingehender besehn, teilt sich die Straße: rechts geht sie nach *Itea* [26], das heißt an den anmutigen Meerbusen (den «kirrhaeischen»), den der korinthische Golf hier nach Norden entsendet. Links steigt *unsere* Straße hinan, immer noch von reichen Ölbaum-

umgeben, zuerst durch einen niedrigen Felsrücken vom Pleistosflusse getrennt, dann in dessen Thal übergehend auf der Nordseite, gegenüber von der hohen felsigen Kirphis. Zunächst ist ins Pleistosthal vom Parnaß her vorgeschoben eine nach 3 Seiten steil abfallende Felsterrasse; sie trug einst die Stadt *Krisa*, jetzt das Dorf *Chryso* [27]. Von hier windet sich die Straße in vielen Zickzacken am Parnaß empor, um schließlich eine entschiedene Wendung nach Osten, hoch über dem Pleistos, zu nehmen. Wir steigen ab im Dorfe *Kastri* [28], das sehr jäh ober- und unterhalb der Straße am Abhang angelegt ist. Noch vor sechs Jahren hat hier kein Haus gestanden; das Dorf Kastri lag bis vor kurzem frech auf den Ruinen Delphis; als dann die Franzosen die Ausgrabung von Delphi vornahmen, da scheuteten sie keine Kosten und ließen einfach das ganze Dorf expropriieren und um die Felsecke herum weiter westlich an seiner heutigen Stelle neu aufbauen. Beim wackeren Hrn. *Paraskevás* finden wir eine vorzügliche Pension zu 7 Dr[achmen] pro Mann und pro Tag. Der Wirt besitzt ein Fremdenbuch, dessen Eintragungen in den 1840er Jahren beginnen! Man liest darin sehr viel bekannte Namen. Erst seit zwei Jahren steht sein neues Haus. Am Nachmittag machten wir gleich den ersten Gang nach *Delphi* [28]. Obwohl es nur 5 Minuten entfernt ist, sieht man doch nichts davon, denn zwischen Kastri und Delphi ist die berühmte Felsecke, bei der man plötzlich die beiden «glänzenden Felswände» (*Phaidriaden*) und das unter ihnen gelegene Heiligtum erblickt. Ebenen Fußes führt die Straße herum. Die Phaidriaden sind zwei hohe, senkrecht aufsteigende Felswände, die in einem stumpfen Winkel zusammenstoßen. Zwischen ihnen hat ein vom Parnaß herabkommender Wildbach eine tiefe Schlucht gerissen, die aber so schmal und mit steilen glatten Felsen versehn ist, daß ein Mensch kaum in sie hineindringen kann. Am Ausgang der Schlucht, ganz an der Straße, die hier auch einen tief einspringenden Winkel macht, kommt eine Quelle hervor, jetzt H. Joannesquelle genannt: das ist die altberühmte *Kastalia*, in der sich die zum Orakel pilgernden waschen mußten. Auf der westlichen (von der Thalseite aus gesehen: linken) Seite der Kastalia liegt Delphi. Auch diese Anlage ist wieder wundervoll; die Natur gehört zum Großartigsten, Wildesten was man sich denken kann; sie ist ähnlich der des ptoischen Orakels [6], nur in jeder Hinsicht gesteigert. Der Boden ist vom Fuße der Phaidriaden an in sehr starker Steigung nach unten geneigt, bis zum Bette des Pleistosflusses, das einige 500 Meter tief unten liegt. Gegenüber liegt ein hoher, bis oben grüner Bergzug, die Kirphis. Nach Osten sieht man das Pleistosthal bis weit hinauf, im Westen sieht man zunächst von Delphi aus nichts (die westliche Phaidriade ver-

deckt den Blick); geht man aber bis zur besagten Felsecke, so kommt die Terrasse von Krisa [27], die kirrhäische Ölwaldebene [26], das Meer (und zwar sowohl der Busen von Kirrha-Itea [26] als weiterhin der korinthische Golf überhaupt), endlich die weißen peloponnesischen Berge, zum Vorschein. Und zu dieser herrlichen Aussicht kommt eine Luft von einer Reinheit! schon allein diese Luft lohnt einen mehrtägigen Aufenthalt in Delphi. Die Stadt Delphi ist in vielen Terrassen über einander aufgebaut gewesen; ich glaube ihre Dimension von oben nach unten ist viel größer gewesen als irgend eine andere. Was jetzt ausgegraben und sichtbar ist, ist fast nur der sog. heilige Bezirk, d. h. das Gebiet, das zum Apollotempel gehörte und von einer besonderen Peribolosmauer umgeben war. Und wie liegt das nun alles klar und sichtbar da! Die Ausgrabungen sind von den Franzosen geradezu musterhaft gemacht worden. Man braucht gar nicht mehr viel Phantasie, um sich alles ganz und herrlich dastehend zu denken. Auf der heiligen Straße, die an der rechten unteren (also südöstlichen) Ecke des Tempelbezirks anfängt, spaziert man hinauf, zuerst links, dann wieder rechts bis zur Tempelterrasse. Mit dem Pausanias in der Hand findet man sich sofort zurecht, um so mehr als die Franzosen überall auf weißen Täfelchen mit roter Schrift dem Besucher angeben, was jedes Gebäude war, und an welcher Stelle Pausanias davon handelt. Zuerst kommt man an den Basen einiger großer Weihgeschenke vorbei, deren Inschriften meist noch vorhanden sind. Zur Rechten der Straße stand ein Weihgeschenk der Megalopoliten, gegenüber liegt u. a. eine Basis mit dem Namen des Philopoimen Κραύγιος (so)<sup>22</sup>; hinter den Megalopoliten etwas erhöht war ein großes Weihgeschenk der Spartaner zum Dank für ihren Sieg bei Aigospotamoi. Dann folgen rechts und links von der Straße, einander genau entsprechend, zwei sog. Exedren, halbrunde Bauten mit ebenso halbrunden Statuenbasen: rechts waren nach den Inschriften die alten Könige von Argos dargestellt: Danaos, Perseus, Herakles etc., links die Epigonen, Sthenelos, Diomedes und andere Söhne der Sieben gegen Theben. Von da an kommen lauter Schatzhäuser, viereckige, tempelartige Häuser mit Giebeln und Friesen (doch ohne Säulenhallen): das von Sikyon, von Knidos, und dort wo die Straße umbiegt, das von Theben. Hier wendet sich die Straße (beständig in starker Steigung) wieder nach Rechts. Auf der Bergseite, also zur linken Hand, haben wir zuerst das Schatzhaus

<sup>22</sup> Der Megalopolit Philopoimen, seit 210 v. Chr. Strateg im Achäischen Bund, war Sohn eines Mannes namens Kraugis; Staehelin wunderte sich offenbar über die Genetiv-Form Κραύγιος (Kraugios), wohl weil ihm – etwa aus Pausanias – nur die Form Κραύγιδος (Kraugidos) bekannt gewesen sein dürfte.

der Athener, dann das vermutliche Rathaus (Buleuterion), dann folgt ein hoch aufragender natürlicher Felsblock, offenbar der von Pausanias [10, 12, 1] erwähnte «Fels der Sibylle»; hinter ihm steht noch eine von den Naxiern gestiftete große Säule, in ihrer Nähe war eine (jetzt im delphischen Museum befindliche) Sphinx, ebenfalls ein Geschenk der Naxier an den Gott. Dann kommt, an die polygonale Stützmauer der Tempel terrasse gelehnt, die Säulen halle (Stoa) der Athener. Ein Wunderwerk, übrigens schon längst vor den französischen Ausgrabungen bekannt und berühmt, ist diese polygonale Stützmauer. Sie heißt so, weil sie nicht aus Quadern, sondern aus ganz unregelmäßig behauenen Steinplatten besteht, die aber alle ganz genau aneinander passen. Die Fugen zwischen den Steinen sind nur als schmale schwarze Linien sichtbar, so daß die ganze Mauer von weitem aussieht, als läge ein großes Netz mit unregelmäßigen Maschen darüber. Dabei ist ihre Oberfläche so glatt, daß man sie zum öffentlichen Publicationsorgan, zum «Kantonsblatt» von Delphi benutzt hat. Sie ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit über 1000 ziemlich klein geschriebenen Inschriften, meistens Urkunden über Befreiung von Sklaven, bedeckt. Und das auf eine Länge von c. 180 Metern auf der Südseite und etwa 30 Metern auf der sich anschließenden Ostseite, und auf eine Höhe von 5–6 Metern! Rechts von der Athenerstoa kommt die Straße hart an die Tempel terrasse heran, biegt um sie herum nach Norden (bergwärts) um und führt dann auf einer Rampe links auf die Terrasse hinauf. Sie geht rechts um den großen Altar herum, den die Chier dem Apollon dedicirt haben (die Dedicationsinschrift ist noch daran sichtbar). Die Tempelfundamente selbst sind ein riesiger Complex, in dem alles ziemlich wirr durcheinander liegt. Der Eingang war auf der Ostseite gegenüber vom großen Altar; das Allerheiligste (Adyton) auf der Westseite, da wo jetzt der Boden des Tempels fehlt und ein mit frischem Wasser (von der darüber liegenden Kassotis, jetzt «Quelle des h. Nikolaos») durchrieselter Erdspalt ist. Vielleicht ist es derselbe Spalt, aus dem einst die giftigen Dünste aufstiegen, durch welche die Pythia verzückt wurde, wenn sie auf ihrem Dreifuß darüber saß. Jetzt aber ist der Zusammenhang mit dem Erdinnern geschlossen, wohl durch eines der vielen Erdbeben, die über Delphi schon ergangen sind. Statt giftiger Gase ist in dem Loche das klare Kassotiswasser; daß es nicht einfach angesammeltes Regenwasser war, sahen wir daran daß es nicht zufror wie die sonstigen Pfützen. Beim Tempel nimmt die heilige Straße ihr Ende; aber auf einer Treppe gelangt man vom Tempel zu dem hoch über demselben liegenden Theater, das durch die Ausgrabungen fast völlig unversehrt wieder erstanden ist. Der Zuschauerraum ist ein

genauer Halbkreis; er umschließt einen ebenen Tanzplatz (Orchestra) von genauer Kreisform. Hinter dieser steht eine niedrige, gewiß erst römischer Zeit angehörige Skene (Bühne). Die Aussicht, die die Zuschauer von ihren Sitzen aus über das Spiel weg genossen, war wundervoll; die Akustik haben wir selbst als eine ganz ausgezeichnete erprobt. Nur mußten die Schauspieler sich hüten, das Echo der Phaidriaden hervorzurufen, wie wir das vom Theater aus mit vielem Jodeln gethan haben. Einige 20 Meter östlich vom Theater sind, ebenfalls noch im heiligen Bezirk, die Reste der «Lesche (Versammlungshalle) der Knidier», die mit den berühmten, von Pausanias [10, 25 ff.] beschriebenen Gemälden des Polygnot geschmückt war (wovon jetzt natürlich keine Spur mehr zu sehn ist). Außerhalb des Tempelbezirks sind noch eine Menge anderer Gebäude, so besonders mehrerer Thermen mit schönen Mosaikböden, zum Vorschein gekommen. Das oberste Ende der Stadt, noch bedeutend höher als das Theater gelegen, und durch die Quelle Kerná (von Ulrichs als die alte *Delphusa* erklärt) vom Theater getrennt, bildet das *Stadion*, die Rennbahn für Fußläufer, das Lokal der pythischen Wettkämpfe, soweit keine Pferde in Betracht kamen (das Reiten und Fahren geschah in einem Hippodrom unten in der Ebene am Meere zu Kirrha [26]). Auch im Stadion sind die Sitzplätze samt der Kaiserloge unversehrt noch da, wenigstens die auf der Bergseite. Im Osten ist eine gerade Linie durch Fundamente mit Rillen markiert: das sind die Ablaufsschranken. Das Westende ist natürlich halbrund, da man dort umbiegen mußte. Wir haben 2 ½ Minuten gebraucht, um das Stadion von einem Ende zum andern zu durchwandern.

Natürlich haben wir all das am ersten Tage noch nicht so genau studiert, sondern nur einen ganz vorläufigen Orientierungsgang vorgenommen. Dabei wurden wir beständig von einem Wächter begleitet und aufs Schärfste beobachtet. Es ist streng verboten, Notizen zu machen; denn die Franzosen haben sich von der Griechischen Regierung das Monopol für die wissenschaftliche Verwertung dieser Ausgrabungen übertragen lassen. Mit einem Trunk aus der Kastalia beschlossen wir den Freitag.

*Samstag den 12. Februar* machten wir, nach trefflich genossener Nachtruhe, in der einige cm. Schnee fielen, den ersten Besuch im delphischen Museum. Es ist das ein höchst schlichter barrackenähnlicher Bau, gleich östlich von der Felsecke, noch herwärts von Delphi gelegen; schlucht, aber er enthält ungeheure Schätze. Von den delphischen Sculpturen aus, die hier vereinigt sind, werden neue Offenbarungen für die Kunstgeschichte aufgehen. Da springt vor allem in die Augen die lebensgroße, bis auf den einen Unterarm

vollständig erhaltene Bronzestatue des *Wagenlenkers*, im Frühling 1896 gefunden. Er trägt langes Gewand, bis fast auf die Füße, die ruhig neben einander stehen; über jedem Ohr hat er genau zwölf zierliche Locken, noch etwas sehr schematisch (diesen Tribut hat der Künstler seiner Zeit, der ersten Hälfte des 5. Jhdts., noch bringen müssen); die Augen sind aus Glasfluß und eingesetzt und geben dem Gesicht einen ganz täuschend lebendigen Ausdruck. Sie sind das einzige was nicht die schöne grüne Patina aufweist. Der Kunsthistoriker Baur war ganz erschüttert von dem Eindruck und von den vielen neuen Kenntnissen, die er bei diesem Anblicke gewann. – Sehr wichtig ist dann auch der wohlerhaltene Fries vom Schatzhause der Knidier, der Scenen aus der Ilias darstellt, in hochaltertümlicher Weise.

*Sonntag den 13. Februar* hatte sich das Wetter wieder aufgehellt; der Schnee verging, aber noch herrschte ein eisiger Nordwind, der alles stehende Wasser (in den marmornen Deckenkassetten, in den Fußlöchern der Statuenbasen etc.) in dickes Eis verwandelte. Wir studirten eifrig Ruinen und Museum, machten auch verstohlene weise Notizen, obwohl sich allmählich ein Aufgebot von einigen sechs Polizeisoldaten nach Delphi concentrirt hatte, eigens um uns zu bewachen. Der «Ephoros» Hr. Kondoleon ist eben für alles heilig verantwortlich und riskirt seine Stelle zu verlieren, wenn etwas passirt. Darum beobachtete er uns trotz aller Freundlichkeit doch immer mit Sorgen und Argwohn, und wird wohl sehr aufgeatmet haben, als wir fortgingen.

Ein Spaziergang führte uns auch auf die östliche Seite von der Kastalia, jenseits des einspringenden Winkels, den die Straße macht. Dort lag u. A. das antike Gymnasion, an der Stelle wo jetzt ein Kloster ist. Ferner ist da das heute sogen. Logári, ein auf einen gespaltenen Felsblock eingehauenes (geschlossenes) Thor, das im Altertum als Eingang in den Hades galt.

*Montag den 14. Februar* kehrte wieder warmes schönes Wetter ein. Wir sahen Delphi noch mit aller Gründlichkeit durch; ich untersuchte insbesondere den Mauerzug, der sich westlich oberhalb Delphi's von der öfter genannten Felsencke auf dem Bergrücken bis zur westlichen Phaidriade hinzieht, und den man dem Phokeraführer Philomelos zuschreibt. *Viel* ist nicht mehr gerade davon zu sehen.

*Dienstag den 15. Februar* sagten wir dem schönen Delphi Valet, mit dem freudigen Bewußtsein, daß wir es auf der Peloponnesreise im April wieder sehn werden, wenn auch nur für einige Stunden. Wir ritten Vormittags 8 Uhr auf Maultieren weg, auf der Straße die von Kastri um die Felsecke herum unter Delphi durch in den

Winkel der Kastalia, dann wieder ausbiegend am Höllenthore durch thalaufwärts führt. Genau bis zur Straße hinauf reicht der schöne Ölwald, der vom Meere an das ganze Pleistosthal erfüllt; oberhalb der Straße sind Felsen, in denen Ziegen und Schafe weiden. Nach etwa 2 Stunden haben wir das große, auf einem Grat gelegene Dorf *Aráchowa* erreicht, die antike Stadt *Anemoreia* («Windhöhe») [29], die schon Homer [Il. 2, 521] kennt. Wir hielten uns nicht auf, sondern ritten weiter bergab bergauf, zum Teil über türkisches Pflaster (ein Abscheu für alle Pferde!), zum Teil über Schneiplätze, zum Chani von *Zemeno* [30], in dem wir von unseren Vorräten zu Mittag speisten. Von da ab wurde die Gegend immer gewaltiger und öder, die Berge traten nahe zusammen; in Bälde hatten wir die berühmte *Schiste* [31] erreicht, den Kreuzweg, an dem Oedipus seinen Vater erschlagen hat. Der Weg senkt sich auf ein Flußthälchen zu, das der Platania, eines südlichen Nebenflüßchens des Kephissos, das die Grenze des Parnaß- und des Helikonmassivs bildet. Grade gegenüber von unserem Wege erhebt sich ein hochragender Fels über dem Bachbette; er spaltet wie ein Keil den Weg, der von da einerseits nach rechts bachaufwärts nach Dhistomo (dem alten Ambrytos) [32] und weiterhin an den korinthischen Golf führt, anderseits bachabwärts nach links in die Richtung, die wir einschlagen. Bevor wir aber noch an die Trennung der Wege kommen, passieren wir einen roh aus Steinen aufgeschütteten Mauerzug, der von Berg zu Berg quer über unseren Paß sich zieht: es ist eine Befestigung, die der Sieger von Graviá, Odysseus<sup>23</sup>, gegen die in Böotien noch festgesessenen Türken angelegt hat. Am Kreuzweg selbst ist von Denkmälern, wie sie in römischer Zeit da waren, keine Spur mehr zu sehen; dafür liegen Felstrümmer in Masse wild umher. – Wir folgten also dem nach links, nach Nordwesten abzweigenden Wege, d. h. dem Zug der antiken Straße, auf der die meisten antiken Pilger aus Athen und Böotien nach Delphi gereist sind. Zwar führt dieser Weg im allgemeinen dem Flüßchen entlang, aber dessen Bett ist ziemlich tief eingeschnitten, während unser Pfad noch stark auf und ab geht. Endlich kommt die entscheidende Wendung nach unten, und das Städtchen *Daulis* [33] liegt zu unseren Füßen. Das Wetter hat sich sehr gut gehalten; der Parnaß den wir im Bogen umgangen haben, ragte zu unserer Linken fast wolkenlos auf und zeigte sich immer besser, je mehr wir uns von seinem Fuße entfernten (z. B. von Delphi aus, das unmittelbar am Abhang des P[arnaß] liegt, ist sein Gipfel gar nicht zu sehen). Hoch oben am Parnaß, noch in tiefem Schnee gelegen, zeigt sich das Kloster *Jerusalem* [34]. Auch

<sup>23</sup> Vgl. oben S. 239.

Daulis, oder Dhavlida, wie die alte Phokerstadt jetzt heißt, ist noch auf einem Ausläufer des Parnasses aufgebaut. Die alte Akropolis lag auf einem recht hohen Hügel etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde weiter südlich als die heutige Ortschaft; aber doch noch auf dem linken Ufer der Platania. Es sind schon von unten bedeutende Mauerreste zu sehen; wir hatten aber nicht Zeit, hinaufzugehen. Von Daulis aus hatten wir wieder einen wundervollen Überblick über die böotische Kephissosebene: zur Rechten hatten wir, jenseits der Platania, das hochragende Panopeus [13], weiterhin Chäronea [12], ganz hinten den Kopaissee und unmittelbar links davon ansteigend die Burg von Orchomenos [11], dann nach links sich nähernd den langen Rücken des Akontionberges; ganz links, noch am Parnaß, den Paß von Parapotamioi [14]: lauter uns wohl bekannte Stellen. – Wir wurden in Daulis gut logirt im Hause des Bruders unseres Agojaten Jannis Kolettis (*Κωλέττης*). Den Abend verbrachten wir auf einer wahren Jagd nach Inschriften, wobei uns der Ortspfarrer sehr behilflich war. Im Kreise seiner Familie – denn die *niederer* griech. Geistlichen dürfen heiraten – fanden wir auch sehr freundliche Aufnahme und Erfrischung. Die Inschriften von Daulis sind übrigens sämtlich schon publicirt!

*Mittwoch, den 16. Februar.* Zuerst machten wir noch einige Gänge in und um Daulis, auf vergeblicher Suche nach weiteren Inschriften. Eine «hebräische» Inschrift, zu der uns der Pfarrssohn, ein halbgbildeter Volksschulseminarist, der etwas von Rousseau und Pestalozzi hat läuten hören, hinführt, entpuppt sich als türkisch; tags zuvor hatte derselbe junge Mann eine griechische Inschrift ebenfalls als «hebräisch» bezeichnet. Um neun Uhr ritten wir auf unseren Maultieren von dannen, über die Platania, dann auf sanftem nach links zur Ebene sich neigendem Abhange an Panopeus (H. Wassis) [13] vorbei (worüber zu vergleichen die Route vom 7. Febr.). Im Dorfe *Kapräna* [12], das an der Stelle des alten *Chäronea* steht, machten wir einen kleinen Halt. Fast an jedem Haus sind hier mehrere Inschriften eingemauert; ich glaube nicht daß irgend ein neuer Stein zum Aufbau dieses Dorfes hergeführt worden ist. In der Panajia-Kirche befindet sich außer anderen antiken Resten, die um und in der Kirche liegen, ein steinerner Thronsessel, den man als «Sessel des Plutarch» bezeichnet. Der gute Plutarch war überhaupt die pièce de résistance für den Ruhm von Chäronea. Ich habe an einem großen Brunnen, an dem gerade die Kapräniotinnen eifrig wuschen, eine Inschrift eingemauert gesehen, die den «L. Mestrios Autobulos, platonischen Philosophen» feiert. Die platonische Philosophie<sup>24</sup>

<sup>24</sup> Plutarch war als Philosoph Platoniker.

war scheints in Plutarchs Familie ebenso erblich wie die Namen Mestrios und Autobulos<sup>25</sup>; der Stein gehört der spätesten Kaiserzeit an (C[orpus] I[nscriptionum] G[raecarum,] G[raecia] S[epentrionalis] I 3423)<sup>26</sup>. Am Abhang des Burgberges sieht man noch sehr deutlich die Mulde des Theaters; von der Burg selbst sind oben erstaunlich schön gemauerte Quadern in Menge erhalten. Wir nahmen uns aber nicht die Zeit, hinaufzugehen, sondern ritten auf die große Straße, die an Kapraena vorbei führt. Wir hatten damit einen großen Ring unserer Reise geschlossen, denn auf dieser Straße waren wir am 7. Februar schon per Susta von Skripú (Orchomenos) [11] nach Parapotamioi [14] und Drachmani [16] gefahren. Nach einigen Schritten kamen wir wieder am chäroneischen Löwen vorbei, dann verließen wir die Heerstraße sofort wieder, um den zweiten großen Ring zu machen. Auf einem nicht sehr hoch steigenden Passe überstiegen wir den Bergzug des *Thurion*, den die Poststraße umgeht. Nach einer halben Stunde hatten wir vom Sattel aus die schöngelegene Stadt *Livadhiá* [35] (über 5000 Einwohner) erreicht. Unmittelbar vor der Stadt führt eine Brücke über den ansehnlichen wasserreichen Fluß, der im Altertum Probatíá hieß. Die Stadt liegt sehr schön am Berge Laphystion [36], einem Ausläufer des Helikonmassivs, und zwar dort wo der Fluß aus einer hochromantischen Schlucht heraustritt. Diese Schlucht, in die allerseits steile Felswände herabstarren, umgibt in halbmond-förmiger Krümmung den hohen Burgberg, der seinerseits durch einen Sattel mit dem noch höheren grünen H. Eliasberg [36] in Verbindung steht. So hat sich hier das Wasser, das von weit her kommt, zuerst durch den ganzen Berg durchfressen müssen, bis es nach Livadhiá und in den Kopaissee abfließen durfte. Wir stiegen im Hotel Parnassos ab, das leidlich sauber ist. Dann machten wir sofort einen Gang dem Fluß nach (der in der Stadt viel Mühlen und Transmissionen treibt) in die Schlucht. Dieser Eingang in die Schlucht ist eine uralt heilige Stätte; denn Livadhiá ist das alte *Lebadeia*, die Orakelstätte des unterirdischen Dämons Trophonios. Im Altertum hatte der Ort *nur* als Orakel Bedeutung; erst im Mittelalter wurde er auch sonst wichtig, als die catalonischen Söldner, die ihre fränkischen Herren besiegt hatten, hier die Burg anlegten; und besonders als die Türken hieher den Centralsitz ihrer Regierung verlegten, so daß ganz Mittelgriechenland zur «Provinz Livadien» wurde. Also am Eingang zur Schlucht sind verschiedene Felsgrotten und Quellen, die im Trophonioscult ihre bestimmte Bedeutung

<sup>25</sup> Plutarch, dessen Vater und Sohn beide Autobulos hießen, nahm von seinem Freund L. Mestrius Florus den Gentilnamen Mestrios an.

<sup>26</sup> = *Inscriptiones Graecae* 7, 3423.

und Verwendung hatten: die Quellen Herkynna<sup>27</sup>, Lethe (Vergessenheit) und Mnemosyne (Erinnerung). Wir gingen, oftmals auf den Steinen über den Fluß hin und her hüpfend, in die Schlucht etwa eine Viertelstunde weit hinein. Dabei hätte uns fast etwas Schlimmes passieren können, denn an mehreren Stellen lösten sich in Folge der Eisbildung große Steine ab und donnerten herunter. Das ganze Erdreich ist dort eigentlich in Bewegung; es ist wie wenn die Wunde nicht heilen könnte, die der Fluß da in den Berg hinein gesägt hat. Wie die einzelnen Quellen zu identifizieren sind, weiß ich nicht sicher; jedenfalls ist die Beschreibung, die *Ulrichs* von der ganzen Schlucht giebt, höchst confus. Wir gingen wieder aus der Schlucht hinaus und kletterten, unmittelbar an der Öffnung nach links umbiegend, den Burgberg hinan. Die Burg selbst ließen wir zunächst links liegen und stiegen weiter über einen Grat auf den *Eliasberg* [36], dessen runde grüne Kuppe bis oben mit Reben bewachsen ist. Es sind oben die Ruinen eines Zeus Basileus-Tempels (der übrigens nie fertig geworden ist) neben der Eliaskapelle. Unmöglich scheint es, mit Lolling hier oben, so weit von der Schlucht die Orakelgrube zu suchen, in die die Befragenden auf einer langen Leiter hinabgelassen wurden. Wundervoll im höchsten Grade ist die Aussicht ringsum, ein Panorama, das würdig wäre von einem guten Maler verewigt zu werden: im Süden haben wir den Helikon, ganz im Schnee; dann den Parnaß, wieder in Wolken gehüllt; weiter rechts in der Ferne Oeta und Othrys, die uns leider nicht die Ehre erwiesen hatten, sich blicken zu lassen, als wir in ihrer Nähe waren; im Nordosten blickt der euböische Dirphys herüber, auch ein alter Bekannter; davor sind freundliche Vorberge: das Mavro Wuno, das Ptoon und so weiter; am Boden vor uns breitet sich das weite Gefilde des Kopaissees aus. Es dämmerte bereits, als wir wieder hinabstiegen. Dießmal nahmen wir die verfallende *Burg* mit, eine höchst imponirende trutzige Veste, an die Rheinburgen erinnernd. Auf drei Seiten steht sie gerade über den senkrecht zur Herkynnaschlucht herabfallenden Felswänden. Im Innern der Burg ist eine mächtige, jetzt ausgemauerte Cisterne, gewiß die Orakelgrube, in der Trophonios rumorte. Eine große Höhle, auf Rubensohn's Photographie wohl erkennbar, ist übrigens auch unterhalb der Burg in der einen Felswand; sie ist so schwer zugänglich, daß ich nicht weiß, wie tief sie ist. – Bei Nacht langten wir wieder im Städtchen an. In einer Kneipe freundeten wir uns sofort mit einigen Spießbürgern und Offizieren an und tranken mit

<sup>27</sup> Hier folgt am Rand des Manuskriptes eine Kopie der am Fels in der Herkynnaschlucht angebrachten «Eubulos-Inschrift» (= *Inscriptiones Graecae* 7, 3108).

ihnen unzählige Mastichen<sup>28</sup>. Dabei kam die Rede auch auf das Vaterland; und als herauskam, daß ein Schweizer unter uns sei, spitzte sofort ein Offizier die Ohren und fragte: «Pios ine Elwetos?» (wer ist Schweizer?). Ich gab mich ihm zu erkennen; da wurde er sehr gerührt und zärtlich und sagte, er habe in «Neochâtel» einen Sohn als Elektrotechniker, und dem gefalle es bei den Schweizern sehr gut. Ihn selbst freue es ungeheuer, endlich einmal einen leibhaftigen Schweizer zu sehn, und ich müsse also sofort mit den anderen Herren zu ihm nach Hause kommen. Wir konnten nicht anders als darauf eingehn, und wankend wies er uns den Weg. Eine sehr hübsche Familie versammelte sich bei ihm im Salon, Frau, Tochter, Sohn, Mädchen. Ein Diener trug während einer Viertelstunde fortwährend Cognac auf; der Offizier wurde immer feuriger, küßte abwechselnd die Photographie seines Sohnes und mich, was ich sehr standhaft ertrug. Mit *so* offenen Armen wird man also als Schweizer in Griechenland aufgenommen! Der Offizier heißt N. 'A. Ροδίτης, ἀξιωματικὸς Χωροφυλακῆς [N. A. Rhoditis, Axiomatikos Chorophilakis<sup>29</sup>].

*Donnerstag den 17. Februar.* Der vorige Tag hatte uns in einer gewissen Hinsicht strengere Leistungen auferlegt als irgend ein anderer. Wir waren dann früh zu Bette gegangen und ritten neu gestärkt Morgens  $\frac{1}{2}8$  Uhr fort von Livadhiá, in südöstlicher Richtung auf schlechten Wegen über einen kleinen Bergsattel. Dann kamen wir wieder in die Ebene und auf die große Straße, die südlich am Ufer des Kopaissumpfes (denn ein solcher ist hier noch) entlang führt. Wir kamen unterhalb des alten *Koronea* [37] durch, das wir aber ziemlich weit rechts liegen ließen. Um Mittag waren wir an der Stelle, wo rechts (südlich) ein steiler Fels unmittelbar an die Straße herantritt und so einen den Thermopylen ähnlichen Paß geschaffen hat. Ganz am Fuße des Felsens, an seiner Nordseite, entspringt eine Quelle, deren Wasser nach ganz kurzem Laufe im Sumpf verschwindet. Es ist das die *Telphusa* (Tilphossa) [38], bei der dem unterirdischen Heroen Tiresias Opfer und Wettspiele dargebracht wurden. Jetzt heißt die Stelle *Petra*, vor dem Chani haben wir zu Mittag gegessen. Auch dieser Punkt ist, und war früher noch viel mehr, strategisch wichtig. Hier haben sich anno 1829 die Griechen mit Erfolg gegen die von SO. her ziehenden Türken verteidigt. Die Tilphusa ist übrigens jetzt, seitdem eine *neue* Straße angelegt ist (was erst in den allerletzten Jahren geschehn ist), auf der nördlichen, der *Seeseite* der Straße. Man steigt ein paar Schritte die

<sup>28</sup> «Masticha» ist ein mit dem Harz des Mastixbaumes destillierter süßer Likör, der mit Wasser gemischt eine opalisierende Flüssigkeit ergibt.

<sup>29</sup> N. A. Rhoditis, Offizier der Territorialtruppe.

Straßenböschung hinunter, um zu ihr zu gelangen. Die Frauen der Umgegend benützen sie fleißig, um zu waschen. – Wir folgten weiter der Straße bis zu der Stelle, wo links eine isolirte niedrige Felseninsel in den See ragt: das ist das alte *Haliartos* [39]; sein Boden – denn viel mehr ist nicht zu sehn – ist sehr ähnlich beschaffen wie der von Gla [10] (siehe 6. Febr.), das man übrigens in weiter Ferne am gegenüberliegenden Ende des Sees wie einen Punkt sieht. Bei Haliartos verließen wir die Straße und schlugen einen Weg ein, der nach Südosten auf ein Hochplateau führt. Ein unangenehmer Südsturm begann dort oben loszubrechen, der bald ziemlich starken Regen brachte. Über das Dorf *Mavromati* («Schwarzauge») [40] kamen wir nach unserem Ziele, nach *Erimókastro* (Ἐριμόκαστρο) [41], das in der Nähe des alten *Thespiae* [42] liegt. An der Stelle des jetzigen Dorfes selbst wird mit Ulrichs das antike *Keressos* anzusetzen sein, wohin die Thespier in bösen Zeiten zu fliehen pflegten. Erimókastro liegt nämlich auf einer dominirenden Höhe, während Thespiae eine für Griechenland ganz einzigartige Lage auf platter Ebene hat, wie wir noch sehen werden. Im «Museion» von Erimókastro sind eine große Anzahl Inschriften und Sculpturen, meist aus dem Erosheiligtum und aus dem der Musen<sup>30</sup>. – Unterkunft fanden wir in einem Privathause; es war die schlechteste auf der ganzen Reise. Dafür war unser Hauswirt aber auch der unverschämteste von allen; er verlangte 5 frs. pro Mann, was er natürlich nicht erhielt.

*Freitag den 18. Februar.* Über alles Erwarten war wieder schönes Wetter, als wir um 8 Uhr mit unseren delphischen Maultieren Erimokastro verließen. Wir ritten in die Thalebene des Thespiosflusses hinab, durch den Fluß durch und an die Stelle des alten *Thespiae* [42], dessen Mauerring man schon von Erimokastro herab wie auf einer Landkarte vor sich liegen sieht. Thespiae hat, vielleicht als einzige von allen griechischen Städten<sup>31</sup>, keine Oberstadt, keine Akropolis, sondern liegt ganz auf einer sanft sich zum Flusse neigenden Ebene, auf dessen rechter Seite. Innerhalb des durch Ausgrabungen freigelegten Wallrings sieht man noch viele Fundamente von Tempeln u.s.w., doch ist nichts besonders Lehrreiches oder Interessantes dabei. Wir ritten dann dem Fluß entlang nach Nordosten und trafen dabei Schritt für Schritt auf Tempelruinen u. Ähnliches, was zu den *Vorstädten* von Thespiae gehört hatte (denn der Mauerring selbst ist recht klein, kaum  $\frac{1}{2}$  Stunde im Umkreis). Etwa 10 Minuten unterhalb Thespiae's liegt, in der Talsohle ziem-

<sup>30</sup> Dieses liegt im nahen berühmten Musental am Helikon.

<sup>31</sup> Durch nachträglichen Zusatz wies Staehelin auf die ähnlichen Lagen der peloponesischen Städte Mantinea und Megalopolis hin.

lich versteckt, der *Löwe von Thespiae*; er ist bis auf den Kopf ganz erhalten. Er hat zum Massengrab der im J. 424 bei Delion gegen die Athener gefallenen Thespier gehört. Vom Löwen ritten wir wieder bergauf auf den Höhenzug südlich vom Thespiosfluß, bis zu einer weithin sichtbaren mittelalterlichen Turmruine. Von hieraus hatten wir einen ungefähren Überblick über das Schlachtfeld von *Leuktra* [43], in der Epaminondas 371 mit seiner berühmten «schiefen Schlachtordnung» die Spartaner aufs Haupt geschlagen hat (genau so wie nachmals Friedrich der Große bei Leuthen). Leider konnten wir auf das Schlachtfeld selbst (die heutigen Dörfer Parapungia bezeichnen seine Stelle) nicht gelangen, da ein furchtbarer Morast da war. Wir hatten die Absicht gehabt, über Leuktra und Platää [46] im Bogen nach Theben zu reiten: darauf mußten wir nun verzichten und die directe neue Straße Thespiae [42]-Theben einschlagen, die genau am linken Ufer (später auf dem rechten) des Thespiosflusses läuft. Mit einiger Mühe gelang es, die Maultiere durch die tückischen sumpfigen Uferränder und den Fluß selbst zu bringen. Das Thespisthal selbst, das wir nunmehr abritten, bietet wenig Reize; rechts und links von der Thalsohle sind niedrige Höhenzüge, teils mit Getreidefeldern, teils Weideland. Etwa eine halbe Stunde bevor das Tal sich gegen die thebanische Ebene öffnet, bogen wir links um, ritten über einen kleinen Sattel und kamen an den *Tempel des Kabiros* [44], dessen Lage wir nur durch sehr viel Erkundigungen ausfindig machen konnten. Er liegt in einem ganz versteckten Thälchen, das sich nach *Norden*, nach der Ebene öffnet, die zwischen dem Kopaissee und Theben liegt und die wir gestern bei Haliartos [39] verlassen hatten. Der Tempel ist 1887/8 von den Deutschen ausgegraben worden; es sind hier Mysterien gefeiert worden, die *dem Kabiros* und seinem Sohne ( $\delta\pi\alpha\tilde{\iota}\varsigma$ ) galten. Dabei sind in Menge kleine Terracottatierchen, z. B. ganz allerliebste kleine Schweine, geopfert worden. Man findet sie noch jetzt massenhaft und kann sie billig kaufen. Ich besitze zwei Schweinchen und ein Hündchen, treffliche Briefbeschwerer<sup>32</sup>. Besonders fidel sind auch die *Kabirionvasen*, eine Gattung die man fast nur hier findet: es sind darauf die tollsten Scenen gemalt, meistens Travestien ernster Göttersagen. Es muß an diesem Platze im Altertum ein Geist unverwüstlichen Humors gewaltet haben; ich kann mir diese «Mysterien» eigentlich nicht anders denken als in der Art eines Böcklinschen Bacchanals. Jetzt sind die Ruinen in einem jammervollen Zustande; Unberufene haben alles underobsig gekehrt, um nach Vasen zu graben. Wir überraschten auch so einen Aus-

<sup>32</sup> Die beiden Schweinchen sind in Staehelins Nachlaß erhalten geblieben.

gräber auf eigene Faust. Eigentlich ist so etwas streng verboten; aber dieses Heiligtum ist so abgelegen, daß die Polizei nur schwer ihr Auge immer darauf behalten kann. Kabirionsachen kommen daher sehr häufig in den Kunsthandel, der ja in Griechenland von A bis Z Schleichhandel ist. Es war Mittag geworden, und nachdem wir uns am Kabirion an unseren Conserven erlabt hatten, machten wir uns auf den Weiterweg, und zwar nach Norden. Nach wenigen Schritten kamen wir unten auf die Straße, die vom Südufer des Kopaissees (also von Haliartos [39] etc.) her durch die Ebene nach Theben führt. Das Seebecken selbst konnten wir von hier nicht sehen, da es durch einen steilen und felsigen Berg verdeckt wird, der sich auf der Nordseite der Straße erhebt: Das ist das *Sphingion* (567 m.), der Berg wo die Sphinx hauste und die Leute in den Abgrund stürzte, bis Oedipus ihr Rätsel löste. Hätten wir den Abstecher nach Thespiae [42] nicht gemacht, so würden wir von Haliartos [39] her hart rechts am Sphingion vorbei geritten sein, direct an die Stelle, wo wir jetzt die große Poststraße wieder erreichten. Nach etwa einer Viertelstunde kamen wir nun an den Ausgang des Thespiaosthales, ritten auf schöner Brücke über den Fluß, vereinigten uns mit der vor 2 Stunden verlassenen Straße von Thespiae [42], und ritten nach ungefähr einer weiteren Stunde durch das neistische Thor (d. h. die Stelle wo man es sich vorzustellen hat) im siebenthorigen Theben ein. Die heutige Stadt «Thivae» selbst liegt noch ein ziemliches Stück von diesem Thor entfernt; sie ist nämlich, wie übrigens schon zu Pausanias' Zeit, ganz auf das Gebiet der vormaligen Burg, der *Kadmeia*, beschränkt; während das antike Weichbild jetzt größtenteils fruchtbare Feld ist. Doch hat «Thivae» zwei nicht unmittelbar anschließende Vorstädte: Pyrī im Norden, H. Theodori im Osten. An der Quelle Paraporti, der alten Aresquelle, einem schön gefaßten starken Brunnen, lassen wir unsere Pferde trinken. Im Felsen über der Quelle ist eine Höhle: hier soll der Drache gehaust haben, den Kadmos tötete. Die Quelle fließt sofort in das kleine Flüßchen Plakiótissa, über das wir vorher mußten: dieses Flüßchen ist die antike Dirke, die etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden südlich von Theben entspringt und dann mitten durch das Gebiet der alten Stadt westlich an der Kadmeia vorbeifließt. Dann reiten wir auf ziemlich steilem Weg auf den nicht sehr hohen Hügel des jetzigen Städtchens selbst und lassen uns den Gasthof des Dimitrios Akraephiotis ('Ακραιφιώτης) zeigen, in dem wir dank einer Empfehlung des chalkidischen «Archäologen» Lekas (siehe 2. Febr.) eine ganz feine Unterkunft finden.

Nach etwelcher Erfrischung und Reinigung machten wir einen Gang nach den Spuren der nördlichen und östlichen Thore, was

an Hand der trefflichen Karte von Ernst Fabricius<sup>33</sup> sehr leicht ist. Das heutige Städtchen macht mir einen recht hübschen und unverdorbenen Eindruck; zwar ist es ganz quadratisch angelegt und hat eine schnurgerade Hauptstraße; aber innerhalb dieser nüchternen Gestalt ist so viel Originelles und ein so buntes Leben, daß man sich gern damit versöhnt. Die Hauptstraße ist ihrer ganzen Länge nach – sie geht von Nord nach Süd – auf beiden Seiten mit Platanen bepflanzt. Das muß besonders im Sommer höchst angenehm sein. An zwei Platanen habe ich reichliche Wasserstrahlen mitten aus dem Stamme heraussprudeln sehn: wie die Leitung da hinein bugsirt worden ist, weiß ich nicht. Unter dem Schatten dieser Platanen auf den Trottoirs ist nun alles Leben, die Cafés, die Schmieden, die Läden etc. etc. Das Städtlein hat etwa 3500 Einwohner. Sehr hübsch ist seine Lage. Der Kadmeiahügel, auf dem es liegt, ist rings umgeben von teils höheren, teils niedrigeren Nachbarhügeln, auch von Wasser in einem Maße wie man es in Griechenland nicht leicht wieder findet. Wie die Dirke im Westen, so ist auch im Osten der Stadt ein Fluß, der *Ismenos*, der das ganze Jahr Wasser führt. Die Kadmeia stieß nur im Süden, zwischen dem ogygischen und dem elektrischen Thore, an die Stadtmauer; im übrigen war sie rings von der übrigen Stadt umgeben. Unser Spaziergang führte uns beim fränkischen Turm vorbei an den Amphionhügel (Amphéion), dann durch die Niederung der Agora zur nordöstlichen Mauerecke, deren Zug freilich nur noch an Ziegelresten, die auf dem Boden herumliegen, erkennbar ist. Dann gehn wir unweit des Proitidischen Thores über die Ismenosbrücke und zur H. Theodorosquelle, der alten *Oidipodeia*, die außerhalb der Stadt liegt und sich in nahezu fünfzehn Röhren ergießt. Hier herrscht das reine Paradies: Militärpferde, Kühe, Schweine, Schafe, Ziegen, Gänse, Menschen: alles steht in holdester Eintracht am breiten Wasserbecken und versieht sich für die Nacht. Denn es ist schon recht dunkel geworden. Wir können gerade noch durch die Niederung, die sich zwischen dem östlichen Mauerring und der Kadmeia hinzieht, und in der schöne Gärten angepflanzt sind, zu den im Südosten der Kadmeia gelegenen Heiligtümern des Herakleions (jetzt H. Nikolas) und des Ismenions (jetzt H. Lukas) gehn; dann kehren wir in tiefster Dunkelheit zu unserem Gasthofe zurück. Unsere Agojaten hatten wir schon gleich nach der Ankunft bezahlt und heimgeschickt; wir waren froh, von diesem geldhungrigen Menschen-schlage nun für immer erlöst zu sein.

<sup>33</sup> Ernst Fabricius, Theben, Akademisches Antrittsprogramm, Freiburg im Breisgau 1890, 33.

*Samstag den 19. Februar.* Das Schlachtfeld von Platää [46] hatten wir von Thespiae [42] aus wegen des starken Morastes nicht besuchen können: dieß wollten wir nun von Theben aus nachholen. Wir gingen daher zu Fuß in südlicher Richtung, zuerst eine Strecke weit auf der Poststraße die nach Athen führt, dann auf einem rechts abzweigenden Wege: dem Wege nach Kokla [46]. Zuerst ging die Sache ganz gut; der Weg führte durch lauter Getreidefelder, auf denen teils nur eben die grünen Spitzen hervorguckten, teils das Korn schon etwa eine Spanne lang war. Vor uns lag der breite Rücken des hohen *Kithaeron's*, eines Berges, der von hier aus gesehn die auffallendste Ähnlichkeit mit dem Pfeffinger Blauen von Norden gesehn hat (nur ohne dessen rapiden Absturz zur Birs). Aber allmählich wurde der Boden immer weicher, und die Kornfelder gingen langsam immer mehr in Riedgräser über. Schließlich steckten wir in unerhörtem Sumpfe und sanken bei jedem Schritte so tief ein, daß von den Schuhen selbst dann nichts mehr wäre zu sehn gewesen, wenn sie nicht ohnehin schon durch pfundschwere Dreckklumpen unkenntlich geworden wären. Halb Böötien schlepppten wir an unseren Sohlen mit. Auf der alten steinernen *Asoposbrücke* [45], dem einzigen festen und sicheren Punkte weit und breit, konnten wir einen Halt machen und uns etwas erholen. Wir befanden uns hier schon mitten auf dem Schlachtfelde. Etwas besser wurde der Boden südlich vom Asopos. Endlich, nach vier langen und beschwerlichen Stunden, hatten wir die Ruinen von Platää [46] erreicht. Sie liegen in sehr weiter Ausdehnung auf einem zum Kithaeron gehörigen Plateau, das nach Norden ziemlich steil abfällt. In den Ruinen einer byzantinischen Kirche, um uns vor dem starken kalten Winde zu schützen, ließen wir uns nieder und nahmen unser Mittagsmahl. Offenbar ist noch bis in byzantinische Zeit Platää bewohnt gewesen; jetzt ist an seine Stelle das etwa 20 Minuten weiter oben (südwestlich von den Ruinen) gelegene Dorf *Kokla* [46] getreten. Wir hatten aber dort nichts zu suchen, sondern wandten uns nach Osten, über viele vom Kithäron herabkommende Rhévmata (Bachbetten), bis zum großen Dorfe *Krekuki* [47]. Hier stillten wir unseren beträchtlichen Durst, mieteten eine Susta und fuhren auf der großen schönen Landstraße (die von Athen kommt) nach Theben zurück, wo wir noch viel zu sehen vorhatten. Gerade am Südrande von Krekuki, links von der Straße, sahen wir die von Wilhelm Vischer erwähnte Quelle; ob sie aber mit der alten *Gargaphia* (die in der Schlacht eine Rolle spielte) gleichzusetzen ist, ist eine andere Frage.

In Theben machten wir noch einen eiligen Rundgang, unter Anderm der Dirke (Plakiótissa) entlang, dann verwendeten wir den

Rest des Tages auf die Besichtigung des «Museions», das im Erdgeschoße des großen Hauses links vom fränkischen Thurme untergebracht ist. (Im Obergeschoße ist die thebanische Garnison einquartiert). Es sind recht viel interessante Sculpturen im Museum, im Hofe auch eine große Menge Inschriften, die durchaus noch nicht alle veröffentlicht sind, wie sich nachmals herausgestellt hat. – Als wir wieder in das Städtchen zurückkehrten, brach die Nacht heran, und zugleich entwickelte sich ein kolossales Carnevalsleben. Samstag Abend und Sonntag sind während der letzten Wochen vor der Fastenzeit überall in Griechenland die größten Juxtage. In jeder Kneipe von Theben wurde getanzt, aber durchaus ohne Damen! Es war immer eine Kette von drei bis acht Männern, die tanzten indem sie sich die Hände reichten; dabei machte der den Reigen Anführende wieder jene tollen Windungen und Sprünge, die ich schon in Petromagula (s. 6. Febr.) bewundert hatte; einen habe ich in reiner Verzückung gesehn: den Kopf weit zurückgeworfen, wie man auf Vasen die Mänaden abgebildet sieht, und die Arme in wilden Verrenkungen. Ringsum saßen überall eine Menge trinkender Zuschauer. Die «Musik» wurde gemacht von der großen Trommel und der unablässigen schrillen Flöte. In geschlossenem Raum ist das ganz betäubend, und ich begreife allgemach, wie die alten Griechen von gewissen Flöteninstrumenten einen bestimmten aufregenden oder betäubenden Einfluß verspüren konnten. In einer Kneipe wurden wir freundlich eingeladen mitzutanzen, und haben es denn auch schweißtriefend gethan. Den Musikanten klebt man, um sie zu bezahlen, einige Drachmenscheine an die Stirn: wahrscheinlich damit sie keinen Augenblick die Hand von ihren Instrumenten entfernen müssen. Übrigens tanzen die Musikanten oft in der Mitte des Reigens am wildesten mit. Die zweite Beschäftigung des Abends bestand im Aufstöbern von Antiquitäten, deren hier ganze Unmassen zu – kaufen sind; fast in jeder Wirtschaft sind ganze engros-Ablagen. Vor Fälschungen ist man hier, in der Provinz, verhältnismäßig sicher. Aber aufpassen gilt es doch auch hier.

*Sonntag den 20. Februar.* In bequemer Kutsche fuhren wir früh 8 Uhr von Theben fort, der südlichen «Heimat» zu. Bei Krekuki[47] fing die Straße – es ist die große Poststraße – an zu steigen; sie gewinnt im Zickzack einen niederen Sattel (649 m., der ganze Kithäron 1410 m.), dort, wo der Pfeffingerblauen nach links abfällt, gelegen, nur daß damit der Kithäron kein Ende hat, sondern östlich noch weiter geht. Bald jenseits des Sattels, in romantischer Tannenumgebung, erhebt sich die «Zigeunerburg» (Gyptó-kastro), das antike *Eleutherae* [48], das diesen Paß aufs herrlichste beherrscht hat. Die umfangreichen Quadermauern und Türme, die noch vorhan-

den sind, mögen aus der Zeit des peloponnesischen Krieges stammen, in der der Paß viel von Heeren überschritten wurde. Wir stiegen auf den Burghügel, während unsere Kutsche drunten im Chani von Kasa [48] auf uns wartete. Dann fuhren wir, froh über die so schöne hinter uns liegende Reise, und froh bald wieder «daheim» zu sein, weiter über Mazi [49], Vileri [50] und das große Dorf Mandhra [51] (allwo auf dem Platze ein sehr gesetzter Tanz von 25 reich geschmückten Jungfrauen war, ohne andere Begleitung als die Gesänge der Zuschauer) – nach Eleusis [52]. Hier erwischten wir bald einen Zug und kamen gegen  $\frac{1}{2}7$  Uhr gesund und wohlbehalten in Athen an.

